Dr. Konrad Flese

Walter Flex

Ein Lebensbild

Walter Flex • Lebensbild von Konrad Flese

Wenn tausend einen Mann erschlagen,
Das ist nicht Ruhm, das ist nicht Ehr;
Doch heißen wird's in späteren Jahren
gesiegt hat dort das deutsche Heer!

Meiner lieben, guten Braut
zu Ostern 1938
Ihr Alfred

Dreißigſter Band

Walter Flex

Ein Lebensbild

Dargestellt von

Dr. Konrad Flex

11.-15. Tausend

Quell-Verlag Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1937 by Quell-Verlag, Stuttgart
Titel-Einbandzeichnung und Umschlagholzschnitt
von Walter Jacobs, Stuttgart
Druck: Verlagsdruckerei Holzinger & Co., Stuttgart
Printed in Germany

Inhalt

Widmung 7
Kindheit und Schulzeit 9
Universitätsjahre 39
Hauslehrerzeit 63
Kriegsjahre 87
Anhang 137

Dieſes Buch, verfaßt aus Anlaß des fünfzigſten Geburtstages und des zwanzigſten Todestages von Walter Flex, iſt allen denen gewidmet, die im Weltkrieg für Deutſchland gekämpft, gelitten und geopfert haben.

Kindheit und Schulzeit

Und ich denke der dämmernden Stunde,
da ſie mein ſproſſendes Lebensreis
ſinnend verwob in den Kranz ihrer Märchen,
Altmutter Erde, die alles weiß.

Am Prinzenteich in Eiſenach hat Walter Flex am 6. Juli 1887 das Licht der Welt erblickt. Man hatte uns geſagt, daß der Storch aus dieſem Teiche die Kinder bringe, und unſer jüngſter Bruder verſicherte uns, als er noch klein war, allen Ernſtes, er könne ſich ſehr wohl an jenen Zuſtand vor der Geburt erinnern. Des Nachts ſei er öfters mit andern Kindern ans Ufer geſchwommen, um die dort liegenden Kähne loszumachen und an der kleinen Inſel im Teich zu befeſtigen. Am andern Morgen hätten ſie dann unter dem Waſſer gekichert, wenn der alte Lindner, der Bootswärter, die Hände gerungen habe.

Unſer Vater, der uns die Vornamen aus der deutſchen Geſchichte wählte, nannte ſeinen zweiten Sohn nach dem Dichter, der in mittelhochdeutſcher Zunge Deutſchlands Lob geſungen hat. Ein von der Großmutter mütterlicherſeits verfaßtes Taufgedicht ſpielt ſcherzhaft auf dieſe Namensgebung an:

Est nomen omen kann man auch
Bei unſerm Walter ſagen,
Denn viel und lieblich,
Wie es Brauch

In längſt entſchwund'nen Tagen,
Singt er zur Wach- und Schlafenszeit,
Er hat zu eurem Frommen
Herrn Walter von der Vogelweid'
Zum Beiſpiel ſich genommen.

Ihr Lieben, laſſet nun geſchwind
Uns keine Zeit verlieren,
Daß wir zu dem begabten Kind
Den Eltern gratulieren.
Wer ſchon in früher Jugend ſich
An ſolchem Vorbild ſtählet,
Den hat Apollo ſicherlich
Zum Liebling auserwählet.

Schon bald nach Walters Geburt zogen die Eltern in ein Haus in der Kapellenſtraße, wo Martin (1889) und Otto (16. 10. 1894) geboren wurde. Im Jahre 1895 ging Vaters lange gehegter Wunſch in Erfüllung. Voll Stolz und Freude konnte er mit ſeiner Frau und ſeinen vier Jungen in das eigene Heim in der Karthäuſerſtraße überſiedeln. Mit welcher Liebe hing er, wie wir alle, an unſerm Haus und dem ſchönen Garten, in dem er, der Naturfreund, ſich ſo gern betätigte. Beim Richtfeſt — oder war es ſchon bei der Grundſteinlegung? — ſprach er die Worte, die dann lange Jahre an der Südſeite unſerer Villa geſtanden haben: „Schirm' dich Gott, mein deutſches Haus, Freude geh' drin ein und aus."

Wenn man ſehr jung iſt, neigt man dazu, das, was man bei ſich ſelbſt findet, als etwas Allgemeines ohne weiteres auch bei andern vorauszuſetzen. Erſt als wir heranwuchſen, kam uns durch Vergleich, nicht ohne eine gewiſſe Verblüffung, voll zum Be-

wußtsein, wie stark der idealistische Schwung, wie stark die Liebe zu Deutschland in unserm Elternhaus war.

Das größte Ereignis, das in die Jugend unseres Vaters fiel und seinem ganzen Leben die Richtung gab, war die Gründung des Deutschen Kaiserreiches durch Bismarck, den er zeitlebens als ein „hochbegnadet Werkzeug Gottes" verehrt hat. Zum 1. April sandte er ihm regelmäßig einen poetischen Gruß und bewahrte vier Dankschreiben des Fürsten als teueres Andenken auf. Außer zahlreichen, meist vaterländischen Gedichten, schrieb er drei patriotische Festspiele. Das erste „Aus großer Zeit" wurde 1895 zur Feier der 25-jährigen Wiederkehr des Tages von Wörth geschrieben. In jenem Jahre hatten wir, wie andere Eisenacher Familien, zwei Kriegsveteranen vom Lande als Gäste in unserm Haus. Diese Männer, die ihr Leben für das Vaterland in die Schanze geschlagen hatten, erschienen uns Kindern fast als höhere Wesen, und wir wagten nicht einmal in Gedanken eine Kritik, als wir sahen, daß sie bei Tisch die Knochen auf den Fußboden warfen. Die genannten Festspiele bestanden in Prologen und verbindenden Texten zu lebenden Bildern, die, wie es damals beliebt war, von der Bevölkerung gestellt wurden. Auch wir Kinder wirkten dabei mit, z. B. Walter und Martin bei dem zweiten Festspiel (1896) als Zwerge im Kyffhäuser. Die Texte wurden meist von unserer Mutter gesprochen. Ich erinnere mich noch wohl, wie wir Kinder Angst hatten, sie könne steckenbleiben. Da sie ganz ohne Souffleur sprach, wäre damit eine peinliche Lage eingetreten. Aber ihr ausgezeichnetes Gedächtnis machte solche Befürchtungen zuschanden. Einen großen Teil seiner Gedichte und das Bismarckfestspiel hat Vater 1910 in Buchform unter dem Titel „Heimat und Vaterland" herausgegeben. Die Sammlung beginnt mit den Versen:

Deutſch war der Winkel in dem Haus,
da meine Wiege ſtand;
Deutſch war ſie, die mich ſanft geführt
an treuer Mutterhand.
Deutſch war das erſte, liebe Wort,
das ich als Kind gelallt;
Deutſch ſind ſie, die mich oft entzückt,
die Flur, der Strom, der Wald.
Deutſch iſt mein ſtilles, trautes Dach,
mein Weib, mein Kind, mein Herd;
Deutſch war der Väter Heldenfauſt
und deutſch ihr ſcharfes Schwert.
Drum bleibet deutſch auch ſtets mein Herz,
ſo lang' es ſich noch regt,
Bis daß man mich zu ſeiner Zeit
in deutſche Erde legt.

Die Widmung des Buches iſt an unſere Mutter gerichtet:

Du weißt, wie in bewegten Tagen
Begeiſt'rung mir geführt die Hand,
Wie warm und laut mein Herz geſchlagen
Für Heimat und für Vaterland.

Haſt auch gar manchmal meine Worte
Dir ganz zu eigen ſchon gemacht,
Und ſchön an kunſtgeweihtem Orte
Trugſt Du es vor, was ich erdacht.

Was, mitdurchlebt und mitempfunden,
Gehegt Du in des Herzens Schrein,
Zu einem Lied iſt's nun verbunden,
Nimm hin das Büchlein, es iſt Dein!

Vater wurde 1855 als Sohn des Lehrers Gottlieb Flex in Jena geboren und trat als Student der Burſchenſchaft Arminia auf dem Burgkeller bei. Amt und Wirkungskreis gab ihm die Wartburgſtadt Eiſenach, an deren altehrwürdigem Gymnaſium er von 1882 bis zu ſeinem Tode, hauptſächlich in den alten Sprachen, Unterricht erteilte.

Als Vorſitzender des nationalliberalen Reichsvereins in Eiſenach widmete er der Politik, beſonders in Wahlkämpfen, viel Zeit und Kraft. Dieſe Betätigung trug ihm manche Liebenswürdigkeiten ein. Man drohte, ihm den bismarckſchen Mantel auszuſtäuben, und ſprach brieflich die Hoffnung aus, ihn noch einmal an der Wartburg baumeln zu ſehen. Die innere Zerriſſenheit unſeres Volkes, die wie ein Alpdruck auf den Gemütern laſtete, warf beklemmend ihre Schatten auch über unſere Kinderherzen, wenn man uns die Lampions zerſtörte, die wir am Abend des Sedantages mit ſo viel Freude in der Stadt umhertrugen. Die Spaltung der Klaſſen trat ſchon bei der Jugend in häufigen Schlägereien zutage. Gewiß rauften auch die „Kloſterratten", wie die Gymnaſiaſten genannt wurden, mit den „Realfüchſen", aber die „Klopfen" mit den Volksſchülern, den „Stiegern", hatten einen entſchieden bösartigeren Charakter.

Die Liebe zu Bismarck und zum Deutſchen Reich verband ſich bei Vater mit der Liebe zur Burſchenſchaft, die, wie er uns öfters in einem längeren geſchichtlichen Abriß auseinanderſetzte, im Geburtsjahr des großen Kanzlers entſtanden, das gleiche Ziel, die Einigung Deutſchlands, anſtrebte, die dann von jenem in anderer Weiſe und auf anderen Wegen verwirklicht wurde. Für das Burſchenſchaftsdenkmal in Eiſenach war erſt ein anderer Entwurf und ein anderer Platz vorgeſehen. Mit großen Feier-

lichkeiten war der Grundstein auf dem Wartenberg gelegt worden. Bald aber gab man den früheren Plan auf und entschied sich auf Betreiben unseres Vaters, der auch den neuen Standort vorschlug, für den Entwurf von Wilhelm Kreis. Der Grundstein wurde bei Nacht und Nebel wieder ausgegraben und lag längere Zeit verschwiegen in unserem Keller, bis er in ebenso geheimer Weise auf der Göpelskuppe eingelassen wurde. Wir Kinder hüteten zwar gewissenhaft das uns auferlegte Schweigen, doch kamen trotzdem in der Stadt allerlei dunkle Gerüchte in Umlauf. Es war sicher ein stolzes Gefühl für Vater, als er bei der Einweihungsfeier im Jahre 1902 mit der roten Arminenmütze und dem schwarz-rot-goldenen Band neben anderen Herren unter dem Portal des Denkmals stand, das die von ihm verfaßte Inschrift trägt, und als stellvertretender Vorsitzender des Denkmalvereins das mit so viel Mühe geschaffene Bauwerk übernehmen konnte. Im Oktober desselben Jahres fand die Einweihung der Bismarcksäule auf dem Wartenberg statt. Die „Eisenacher Zeitung" schrieb bei dieser Gelegenheit: „Wenn je ein Dankeswort am Platze gewesen ist, so ist es ein solches an Herrn Professor Dr. Flex, der mit unermüdlichem Eifer in Wort und Tat für den Gedanken eingetreten ist, in Eisenach eine Bismarcksäule zu errichten." Nicht ohne Widerstand hatte Vater es durchgesetzt, daß an der Säule in einem Relief die Erinnerung an die 1817 von der deutschen Burschenschaft auf demselben Berge veranstaltete, in ihren Folgen so verhängnisvolle Verbrennung reaktionärer Sinnbilder und undeutscher Schriften festgehalten wurde. Zur Einleitung der Feier wurde erneut im Stadttheater Vaters Bismarckfestspiel „Der Held des Jahrhunderts" aufgeführt, das mit den Worten schließt:

Überall zu ſeinem Ruhme ſoll das gleiche ſchöne Mal
Als der deutſchen Einheit Zeichen grüßen niederwärts zum Tal.
Schlicht und einfach, wie ſein Weſen, ragen ſoll der ſchroffe Stein
Als ein Sinnbild ſeiner Größe in die Lüfte hoch hinein. —
Nun, ſo laß auf allen Bergen dieſes Ehrenmal erſtehn,
Daß es Deine Enkelkinder noch in ſpätſten Tagen ſehn!
Aber von des Denkſteins Höhe leuchte weithinein ins Land
Eine Flamme Deinem Helden, den Dir, Deutſchland, Gott geſandt!

Der Entwurf der Bismarckſäule ſtammt ebenfalls von Wilhelm Kreis, der mit Vater befreundet war. Unſer Gäſtebuch bewahrt von ſeiner Hand eine Federzeichnung des Burſchenſchaftsdenkmals, die glücklicherweiſe nicht, wie andere Halbſeiten des Buches, gefräßigen Mäuſen zum Opfer gefallen iſt. Überhaupt ſchätzte Vater, der Muſik und bildende Kunſt liebte, den Umgang mit Künſtlern. Auch Hermann Hoſäus, der Schöpfer des ſchönen Carl-Alexander-Denkmals, das einen Vers von Vater trägt, ſtand ihm nahe.

Die vorſtehenden Zeilen können nur einen ſchwachen Begriff von der vielſeitigen Tätigkeit unſeres Vaters geben. In zahlreichen Vereinen war er als Mitglied oder Vorſitzender wirkſam, und es haben in Eiſenach wohl wenige wichtigere Veranſtaltungen ſtattgefunden, bei denen er nicht in der einen oder anderen Weiſe beteiligt war.

Unſere Mutter iſt am 8. April 1862 in Rawitſch als Tochter des Kaufmanns Reinhold Pollack geboren, der beim Tode ſeines Vaters noch nicht elf Jahre alt war und ſich mit großem Fleiß aus beſchränkten Verhältniſſen emporgearbeitet hatte. Seine erhaltenen Handlungsbücher tragen nach deutſcher Kaufmannsſitte die Inſchrift: „Mit Gott“. Der Mannesſtamm unſerer Mutter

hat ſich an Hand der Kirchenbücher bis 1741, der unſeres Vaters bis etwa 1700 zurückverfolgen laſſen. Das Nähere iſt aus den Geſammelten Werken von Walter Flex und dem dieſen beigefügten Stammbaum zu entnehmen.

Unſeren Vater hatte Mutter in Jena kennengelernt, als ſie dort in Penſion war. Ihre Verlobung mit einem Akademiker, der nicht einmal gedient hatte, glaubte ſie dadurch ſühnen zu müſſen, daß ſie auf dem Niederwalddenkmal das feierliche Gelübde tat, ihre Söhne dereinſt Offiziere werden zu laſſen. In ihrem Mädchentagebuch beſchwichtigt ſie ihre Bedenken in dieſem Punkte mit den Worten: „Ich hoffe, mein Kaiſer, ich kann Dir und meinem Vaterlande auch als Frau eines Nicht-Soldaten dienen an meinem Platze. Treue will ich Dir halten bis zum Tod. Es heißt ja, wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Und ſo muß ja auch ein Lehrer viel für Dich wirken können, indem er die Jugend hinleitet zur Liebe und Treue und Begeiſterung für König und Vaterland, und des Lehrers Weib kann auch mitbauen helfen an Deinem Reiche, mein geliebter, teurer König.“

Neben der Vaterlandsliebe ſpricht ſtarkes religiöſes Leben aus den Blättern dieſes Tagebuches: „Ach, liebſter Herr Jeſu, wie danke ich Dir für Dein heiliges Leiden und Sterben, wie danke ich Dir für dieſes heilige Gedächtnismal, das Du zur Stärkung unſerer Seelen eingeſetzt haſt. Ja, Dein ſeliger Friede kehrte in meinem Herzen ein bei dem Genuſſe des heiligen Brodtes und Weines, die Du uns ſchenkteſt, mein Jeſu. Deine Gnade und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes kam über mich, wie es der Vater im Himmel verheißen hat.“

Welchen Glanz und Zauber hat Mutter über unſere Kindheit gebreitet. Den Höhepunkt des Jahres bildete das Weih-

nachtsfeſt. Als Vorbote erſchien am 6. Dezember mit ſchweren, weithin hörbaren Schritten Knecht Rupprecht, den Vater ſeltſamerweiſe immer verpaßte. Wie feſt glaubten wir an das Chriſtkind, das Martin ſogar einmal geſehen hat! Ein Zweifel war ja auch gar nicht möglich, da es die Wunſchzettel, die wir, mit Steinen beſchwert, auf das äußere Fenſterbrett legten, ſtets richtig abholte und an ihrer Stelle glitzerndes Rauſchegold zurückließ. Als letzten und „größten Wunſch", den außer dem Chriſtkind nur Mutter leſen dürfe, hat Martin einmal auf einen Wunſchzettel nach Bitten um Soldaten und Spielzeug geſchrieben: „Bitte, laß Mutter und mich zuſammen ſterben!" Der Wunſch iſt faſt in Erfüllung gegangen, ſie iſt ihrem Sohne nach wenigen Monaten in den Tod gefolgt.

Um die Oſterhaſen ſpann ſich eine ganze Mythologie. Wie konnten dieſe toten Pappfiguren Eier legen? Nichts einfacher als das: ſie wurden in der Nacht lebendig, und wir mußten natürlich die Fenſter offen laſſen, damit ſie in den Garten hinausſpringen konnten. Am andern Morgen ſtanden ſie dann ſtumm und ſtolz neben ihren Erzeugniſſen. Leider wurden die armen Geſchöpfe infolge unſerer zärtlichen Liebe trotz aller Siegellackkuren mit der Zeit immer hinfälliger, und an einem ſchönen Gründonnerstag ſahen wir uns mit Beſtürzung fremden Geſtalten gegenüber. Was nützten uns die ſchönſten Haſen, wenn es nicht die unſern waren! Aber die mütterliche Philoſophie war dieſem Problem gewachſen. Die lieben Tiere hatten ſich eben verwandelt, und ſo lernten wir ſchon früh den Satz der Weltweisheit, daß die Subſtanz im Wechſel der Akzidenzien beharrt.

An unſeren Geburtstagen wurden wir dadurch geweckt, daß Mutter auf dem Klavier den Choral „Lobe den Herren" ſpielte. Feierlich ſtrahlte dann das Lebenslicht, das nur von dem Geburts-

tagskind selbst gelöscht werden durfte, im Ring der kleineren Lichter, welche die Lebensjahre angaben.

Eine heitere, sonnige Natur war unsere Mutter, bis schweres Herzeleid ihre Kräfte brach. Zu ihren größten Freuden gehörte der Besuch des Theaters. Wenn sie dann nach Hause kam, mußte sie uns die Stücke erzählen, wobei sie aus dem Stegreif die für uns oft wohl wenig geeigneten Stoffe unserem Verständnis anpaßte. In der Dämmerstunde oder abends in den Betten lauschten wir ihren zum Teil frei erfundenen Märchen, bis dann nach dem Abendgebet Lust und Spielen zur guten Nacht mit letztem Kuß belohnt wurde.

Wie die Sonne überall dieselbe ist und sich doch jedem Ort in anderer Weise schenkt, so besitzt die echte Mutter und Gattin die wunderbare Gabe der Vervielfältigung. Zu ihrem Mann und zu jedem ihrer Kinder hat sie ihr besonderes Verhältnis. An allen unseren verschiedenen, mit den Jahren wechselnden Wünschen und Interessen, Sorgen und Hoffnungen hat Mutter teilgenommen. Mit unserem jüngsten Bruder, dem Petzlein, hat sie sogar eine Wandervogelfahrt gemacht, und wenn sie auch wohl, recht ermattet, gern in Oberhof eingekehrt wäre, so begriff sie doch durchaus, daß für einen Wandervogel nur Abkochen im Walde in Betracht kommen könne. Ich durfte ihr meine ganze, trockene Doktorarbeit diktieren, und für Walter hat sie später mit ihrer schönen Schrift den „Wanderer zwischen beiden Welten" abgeschrieben. Was Mutter uns gewesen ist, sagen besser als meine Worte Walters Briefe und Werke: seine Sonette, „Der heilige Traum", das „Abendgebet an die Mutter", der „Klaus von Bismarck".

So verschieden die Kinder sind, so verschieden sind ihre Spiele. Unser Spielen war Darstellung einer Handlung. Auf dem

runden Tiſch in der Kinderſtube erbauten wir die von Mauern umdräute Stadt Paris. Die Kinderſchränkchen in den Ecken waren Berge, von denen die Batterien Tod und Verderben ſpien. Auf verbindenden Brettern, welche Straßen vorſtellten, rückten die Truppen gegen die unglückliche Feſtung vor. Der eine übernahm den Angriff, der andere die Verteidigung. Bei der Kriegserklärung und bei ſonſtigen Verhandlungen ließen wir unſere Krieger in der Ichform ſprechen. Dabei wählten wir uns jeder einen beſonders prächtigen Soldaten von hohem Rang mit klingendem Namen, in den unſer Ich hineinſchlüpfte. Aber das Ich ſträubt ſich gegen die Vernichtung, die es vom Weiterſpielen auf der Weltbühne ausſchließt, und darum durften unſere Helden, wenn ſie getroffen wurden, ſtets nur verwundet ſein. Solchen Spielen, die wohl auch durch eines unſerer Lieblingsbücher, die Kriegserinnerungen von Carl Zeiß, beeinflußt waren, konnten wir uns ſtundenlang hingeben, bis uns die Luſt verging und wir uns in fader, flauer Stimmung mit klebrigen Händen an das langweilige Geſchäft des Einpackens machen mußten. In den Wäldern um Eiſenach bauten wir Schanzen oder ſpielten Indianer. Den Kopfputz verfertigte uns Mutter, und die Tomahawks, mit denen wir uns ausgiebig bewarfen, beſtanden aus alten Türangeln. Da unſer Grundſtück an den großen Erholungsgarten grenzte, ſtand uns auch dieſer zur Verfügung. Wohl war Mutter manchmal bange, wenn wir uns in den höchſten Birken ſchaukelten, aber ſie ließ es geſchehen, denn ſie meinte, rechte Jungen müßten ſich austoben.

Bei unſerem Tierreichstag, der wohl durch Reineke Fuchs beeinflußt war, ſtellten wir Großen uns ehrerbietig unter das Zepter des Kaiſers Petz und hatten unſern Spaß an ſeinem halb geſchmeichelten, halb argwöhniſchen Geſicht, wenn etwa der

Reichskanzler Grisly im Biederton erklärte: „Mit ungewöhnlicher Klugheit haben Euer Majestät . . .“ Der Petz verfolgte würdevoll und mit angestrengter Aufmerksamkeit jedes Wort seiner Vasallen, um sich nicht zu blamieren, sondern richtig zu entscheiden, ob er eine geziemende Huldigung gnädig hinzunehmen oder eine Ungebühr zu rügen habe.

Unser Haus bewohnten wir bis 1913 allein. Dann mußten wir es aus wirtschaftlichen Gründen zum Vermieten einrichten und den ersten Stock abgeben. Wenn man zur Haustür hereintritt, fällt der Blick auf ein Pegasusrelief, das Vater einmal vom Besitzer des „Goldenen Löwen“ erhalten hat. Steigt man die Steinstufen hinauf, hat man rechter Hand die Kinderstube, in der wir unsere Schlachten schlugen und bei Weihnachtsliedern auf den Knecht Rupprecht oder das Klingeln des Christkinds harrten. Daneben liegt Mutters Zimmer mit dem Erker, wo sie uns in ihre Märchen einspann. An dem Schreibtisch neben dem Fenster schrieb sie ihre Briefe nach Ost und West, während die Abendsonne stumm über die Bilder ihrer „Kriegsjungen“ hinwanderte. In dieses ihr eigenstes Reich ließ ich sie nach ihrem Tode im Oktober 1919 aus dem Krankenhaus zurückbringen. Hier lag sie im Sarg die letzte Nacht über der Erde. Durch eine Schiebetür gelangt man in das Schlafzimmer der Eltern, in dem Vater 1918, wenige Monate vor dem Zusammenbruch, im Glauben an Deutschlands Sieg starb. Daneben befindet sich sein Arbeitszimmer, in dem unter anderen Erinnerungsstücken die Bismarckbriefe hingen. Hier flackerten die Totenkerzen über Martins Leiche. Vor 1913 bildeten die beiden letztgenannten Räume unser großes Wohn- und Eßzimmer, in dem der Christbaum flimmerte, mit dessen Anputzen Vater stundenlang beschäftigt war. Uns an den Händen fassend, umschritten wir

ſingend den Lichterbaum: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Später ſpielte Vater auf dem Klavier Weihnachts- und Volkslieder, während wir ſtill zuhörten und ein jedes ſeinen Gedanken nachhing. Im erſten Stock lag rechts und links der Treppe je ein Fremdenzimmer. An das erſtere ſtieß Vaters altes Arbeitszimmer, auf deſſen Balkon wir das neue Jahr zu erwarten pflegten. Die beiden anderen Räume waren Schlafſtuben. Steigt man noch eine Treppe höher, ſo tritt man durch die zweite Tür rechter Hand in Walters Zimmer, das mit dem einen Fenſter nach der Karthäuſerſtraße, mit den beiden andern nach dem Erholungsgarten ſieht. Als „Mutters Linde“ noch kleiner war, hatte man von hier einen ſchönen Blick nach der Wartburg. In dieſem Raum erlebte der Jüngling den Rauſch des Schaffens, wenn ſeine Nacht über ihm war, ſeine Nacht mit all ihren funkelnden Sternen:

Zum Denken leuchtet der Tag.
Aber zum Schaffen und Schöpfen aus glühenden Quellen
Steigen der Nacht lichtglänzende Sterne
Aus ſchweigenden Tiefen
Und rufen des Herzens
Reine, klare Geſtirne hervor.

Der Tag ſammelt das Eiſen,
Aber das lodernde Schmiedefeuer,
Das Formen und Bilder ſchweißt,
Fachet der wehende Atem der Nächte an!

Wildes, ſtolzes, ſtarkes Gefühl!
Wenn die Pulſe hämmern,
Der Atem fliegt,

Und die ſtrahlende Nacht ihren leuchtenden Mantel
Um meine bebenden Glieder wirft!

Meine Nacht iſt über mir!
Pulſende Schläfen, pochendes Herz,
Kündet ihr mir, daß die dürſtende Seele
Feuertrank ſchöpft aus wild rauſchenden Quellen?

An die abgeſchrägte, weißgekalkte Decke, unter der neben dem kleinen Kämmerchen ſein Bett ſtand, hatte er in großer ſchwarzer Schrift die Namen ſeiner Jugendwerke geſchrieben. Neben dem der Straße zugekehrten Fenſter befand ſich der von Großvater Flex ererbte, einfache Schreibtiſch, an dem Walter, bevor er nach Erlangen ging, und ſpäter, wenn er in Eiſenach war, zu arbeiten pflegte. An dieſem Fenſter ſchnitt er im Frühtau am wilden Wein, hier ſanken ſeine Träume „in dunkelnde Nacht wie Netze in flüſternde Fluten", von hier blickte der Kriegsurlauber auf den Schnee vor unſerm Haus hinab, der noch „von keinem Schuh und Fuß berührt" in weißer Reinheit zu ihm aufſchimmerte.

Seltſame Macht und Ohnmacht des Menſchen gegenüber ſeinen Erinnerungen! Sie ſtehen da in der großen Halle der Zeit, um einen Ausdruck Auguſtins zu brauchen, gänzlich unſerm Willen entrückt, auf ewig eingewirkt in den Teppich der Vergangenheit. Aber ob ſie andern ſichtbar werden oder auf dieſer Erde niemals Leben gewinnen ſollen, hängt von der Willkür deſſen ab, der allein um ſie weiß. Nur wenige Bilder habe ich aus jenem Schattenreich heraufbeſchworen. Die andern müſſen mit mir verſinken, wie mit jedem Menſchen eine Welt verſinkt. Wenn ich in der Stille der Nacht in unſerm Hauſe ſitze, reden

aus allen Winkeln die Erinnerungen ihre frohe und trübe, schöne und schlimme Sprache. Wie übereinandergemalte Bilder haben sie sich in die Wände hineingesaugt und können aus ihnen für mich in den Raum heraustreten. Und doch weiß dieses Haus weit mehr als ich, weil mir die Schemen stumm sind, die nur zu denen sprechen könnten, die nicht mehr sind.

Einige Kindererinnerungen an meinen Bruder zeigen ihn mir in Szenen, in denen die Tiefe seines Gemüts und die Stärke seines Gefühls hervortritt. So sehe ich ihn, wie er in Jena an der Leiche von Großvater Flex in fassungsloses Schluchzen ausbrach. Dies machte damals einen starken Eindruck auf mich, und ich fühlte es als eine Art Schuld, daß ich selbst so unberührt von dem Todesfall blieb und nach Kinderart mehr das Ungewöhnliche des Ereignisses empfand. Als ich einmal etwas wagehalsig auf einen Felsen geklettert war, bat mich der ein Jahr jüngere Bruder geradezu flehentlich herunterzusteigen. Ich entsinne mich, daß mich diese starke Teilnahme an mir verblüffte. In den unteren Gymnasialklassen machte ich meine Freidenkerperiode durch und versäumte nicht, meine neue Weisheit weiterzugeben. Auch damals wunderte ich mich, wie niederschmetternd meine Eröffnungen auf Walter wirkten und wie sehr ihm das Herzenssache war, worüber ich altklug redete.

Eine eigentümliche Nervenreaktion meines Bruders, die ich von mir selbst kenne, aber sonst nicht angetroffen habe, war, daß ihm die Tränen in die Augen traten, sobald das Gespräch auf gewisse übernatürliche Dinge, z. B. auf Gespenstergeschichten, kam. Dies hatte weder mit Traurigkeit noch Rührung etwas zu tun, sondern war Ausdruck einer besonderen, übrigens nicht unangenehmen Gefühlslage. In Gesellschaft freilich wird diese Reaktion, die weit auffälliger ist als die ihr bei andern wohl ent-

ſprechende „Gänſehaut“, von dem Betreffenden als läſtig empfunden.

Walters dichteriſcher Drang iſt, wenn man von einem kleinen Gedicht auf den Tod des Fürſten Bismarck abſieht, in kindlicher Form wohl erſtmalig während des Burenkrieges hervorgetreten, in dem das deutſche Volk gefühlsmäßig für das tapfere ſtammverwandte Bauernvolk in Südafrika Partei nahm. Die Gedichte, welche teils die Buren verherrlichten, teils die Entrüſtung gegen die Engländer zum Ausdruck brachten, vermehrten ſich während des langen Krieges ſtändig und wurden von dem Verfaſſer nebſt Karikaturen ſäuberlich in verſchiedene Hefte eingetragen. Einige Jahre ſpäter blickt der älter Gewordene in dem Gedicht „Der Schulbub' als Dichter“ halb ernſt, halb lächelnd auf jene Zeit zurück:

„Nun, kommſt du nicht?“ mein Freund zerrt mich am Arme.
„Es läutet ſchon!“ „Noch einen Augenblick!“
„Komm doch!“ „Ich will nicht!“ und er folgt dem Schwarme.
Ich ſtampfe trotzig auf und bleib' zurück.

Da ſteh' ich nun und ſteh' und ſteh' und ſtarre
Angſtlich nach dem verſchloſſ nen Zeitungshaus.
Die Schule drüben wird ſo ſtill! Ich harre,
Und endlich kommt der Zeitungsmann heraus.

„Was Neues von den Buren?“ Er bleibt ſtehen
Und ſieht die blauen Fäuſtchen an und lacht.
„Gewonnen?“ (rauh und kurz iſt Bubenflehen)
„Gewonnen“, ſchmunzelt er, „die ganze Schlacht!“

Nun wird es Zeit. Das Läuten iſt verklungen.
Den Dank vergeſſ' ich über meinem Schreck.

Quer übern Platz! Die Treppe 'raufgeſprungen!
Der Lehrer noch nicht da! Nun bin ich keck.

Anſtatt zu zeichnen, macht der Kleine ſeiner Burenbegeiſterung und ſeinem Britenhaß in einem Gedicht Luft. Aber o weh:

Der alte Lehrer iſt zur Bank getreten.
Ich merk' es nicht, ich bin im Burenland.
Da nimmt mir plötzlich jemand ungebeten
Die ganze Herrlichkeit mit rauher Hand.

Ich fahre auf! und — ſeh' den Lehrer ſtehen!
Wie raſch der ganze Bubentrotz verraucht!
„Kann man die ſaub're Zeichnung mal beſehen?"
Als ob er da noch viel zu fragen braucht!

Was kommt, das kommt! Was ſchert mich euer Lachen!
Den Kopf in beiden Händen ſitz' ich da.
Was kommt, das kommt, da iſt nicht viel zu machen.
Was kümmert's mich? Die Buren ſiegten ja.

Da fährt mir jemand leiſe durch die Haare.
Der alte Lehrer greift nach meiner Hand.
„'s iſt recht, mein Jung! Das hege dir und wahre!
Und", lächelt er, „Gott ſchütz' das Burenland!"

Einen nicht unwichtigen Abſchnitt im Leben der damaligen Jugend bildete die Tanzſtundenzeit. Walter war ſchon als Schüler wie ſpäter als Student ein guter, bei den Damen beliebter Tänzer. Auch ſchätzte man ihn ſtets und überall als ausgezeichneten Geſellſchafter, der jeden Kreis, in den er trat, durch Witz, Humor und Verſe zu beleben wußte. Die Tanzſtundenzeit fand ihren Abſchluß mit einem Abſchiedsball im Juli 1904. Bei

dieſer Gelegenheit gaben die „Herren“ ein Erinnerungsheft heraus, deſſen Inhalt großenteils von Walter beſtritten wurde:

Unkultiviert und undreſſiert ward mancher einſt erfunden,
Der gravitätiſch heut' ſtolziert in tanzesfrohen Runden.
Nun hat uns Frau Kultur beleckt,
Nun tanzen wir gewandt, perfekt
Hinaus ins heit're Leben.

Und wenn ſie denn zum letztenmal zum Tanz uns heute geigen,
Zum letztenmal im alten Saal herſchwebt der alte Reigen,
So hört zum Troſt: Die Welt iſt weit,
Und nirgends fehlt's an Burſch und Maid
Zum Tanzen, Tanzen, Tanzen!

Aus jener Zeit ſtammen auch die bei einem ſo jungen Menſchen ſeltſam anmutenden Zeilen:

Nicht will ich wünſchen dir, daß du, verlaſſen,
Dereinſt bei hellem Sommerſonnenſchein
In deinem Stübchen nach den welken blaſſen
Erinnerungen gräbſt im alten Schrein.

Aber der Wolkenhimmel der Jugend ſchließt ſich, und wie Frühlingswind ſtürmt es daher in den Verſen:

So wie die Blume Regen und Sonne
Brauch' ich dein Lächeln, Annamaria,
Brauch' ich dein Lachen, Annamarei!

Über des Herzens ſchartige Kieſel
Rieſelt's wie ſilbern perlender Quellſchaum
Kühlend und lindernd, Annamarei!

Markig und laſtend wuchtet der Pulsſchlag
Mir durch die Adern, hallender Gleichklang,
Schwellendes Alltagsglockengeläut.

Fährt da ein Windſtoß in das Geläute,
Fährt da dein Lachen, Annamaria,
Sinnenverwirrend, klingend hinein,

Zittern zerriſſene, jauchzende Klänge,
Schwellend, verſchwebend, himmelaufjubelnd,
Stürmiſches Läuten über die Welt.

In den mittleren und oberen Gymnaſialklaſſen ſind zahlreiche Gedichte entſtanden, die, ſoweit ſie erhalten ſind, einen allmählichen Fortſchritt, eine wachſende Unabhängigkeit von Vorbildern erkennen laſſen. Vieles mag der Verfaſſer, der gegen ſich ſelbſt ſehr kritiſch war, vernichtet haben. „Mein Büchlein, du ſtehſt vor dem Jüngſten Gericht", ſchrieb er auf das erſte Blatt einer Sammlung, von der Bruchſtücke bewahrt ſind. Eine ganze Anzahl bereits auf dem Gymnaſium verfaßter Gedichte hielt er indes mit Recht für reif genug, um ſie in ſein erſtes, 1910 erſchienenes Gedichtbändchen „Im Wechſel" aufzunehmen. Soweit in dieſem Lebensbild bisher nicht veröffentlichte Verſe mitgeteilt werden, geſchieht es in erſter Linie zu biographiſchen Zwecken. Bald traten auch dramatiſche Verſuche auf, z. B. „Heldentum. Ein Trauerſpiel aus dem Aufſtand der Kapholländer" und „Kaſſandra. Dramatiſche Skizze. Entſtanden aus der Vergillektüre im Sommerſemeſter der Unterſekunda". Etwas ſpäter, im Winter 1903 bis 1904, entſtand ein Trauerſpiel „Widukind", bald darauf ein Drama „Heinrich IV.", das im Oktober 1904 begonnen worden zu ſein ſcheint. Hieran ſchloß ſich die dramatiſche Skizze

„Die Bauernführer", die am 14. 1. 1905 von dem Eisenacher Gymnasiastengesangverein aufgeführt wurde. Walter selbst spielte die Hauptrolle des Thomas Münzer. Dieses Stück ist seither wiederholt von jugendlichen Spielern zur Darstellung gebracht worden. In die Oberprima fällt die Entstehung des Trauerspiels „Demetrius", das allerdings später stark umgearbeitet wurde. Kaum war der „Demetrius" geschrieben, so machte sich der jugendliche Dichter an ein zweiteiliges Drama „Spartakus". Der erste Teil liegt in fünf Akten vollständig vor, von dem zweiten finden sich ebenso wie von „Widukind" und „Heinrich IV." nur Bruchstücke. Abgesehen von den genannten Arbeiten ist in den Tagebüchern noch von mancherlei andern Entwürfen die Rede, die sich zuweilen übereinander drängen. Mit dem dichterischen Schaffen geht ein ständiges theoretisches Ringen um das Wesen der Tragödie Hand in Hand. In seinem einsamen Stübchen, allein auf sich selbst gestellt, setzt sich der 18jährige mit Schiller und dem Genie Friedrich Hebbels auseinander, verwirft er die allmächtige, bühnenbeherrschende „Moderne" und dringt zu seiner den Individualismus überwindenden universalistischen Weltanschauung durch. Die Gesellschaft ist für ihn nicht wie für Hebbel die unversöhnliche Gegnerin großen Menschentums, sondern, weil sie allein unserm Leben Inhalt gibt, die Vorbedingung aller menschlichen Größe, und darum besteht die Tragik für ihn darin, daß dem Ich so oder so die Möglichkeit genommen wird, für das Du der Gemeinschaft zu wirken. Wie fremd erscheinen solche Gedanken im Jahre 1905! Wie gering, wie erschreckend gering war die Aussicht, daß eine solche Dramatik bei der Masse und bei den Kritikern Verständnis finden würde!

Eine Vorstellung davon, wie alle Kräfte des Jünglings zu dramatischer Gestaltung drängten, geben folgende Tagebuchauszüge:

Weſterland, Juli 1904. „Wenn je mich eine Frage brennend intereſſiert und zur ſchriftlichen Ausgeſtaltung gedrängt hat, ſo iſt es die nach Aufgabe und Weſen des Dramas.“

8. 4. 1905. „Zwiſchen vorgeſtern und heute liegt eine Spanne Zeit, die mich begreifen lehrte, daß ich nicht *war*, was ich zu ſein überzeugt war, ein Künſtler, eine Spanne Zeit, aus der gerade aber ich die Hoffnung ſchöpfe, es *werden* zu können. Und das hat Hebbel bewirkt, ein Toter, mit dem ich mich nur *in* mir auseinanderſetzen kann.

Eine ſchlafloſe Nacht, quälend und zermarternd, hat mich zu der Erkenntnis geführt — an Hebbels Hand, deſſen Auge mir den Schlaf verſcheuchte —, daß die poetiſche Geſtaltung eines ſingulären Falles nicht das höchſte Erfaſſen der Kunſt bedeutet, wenn man ihn nicht in Beziehung zum Univerſum ſetzt. Das hat mich Hebbel gelehrt. Das hat jeder große Dramatiker getan, indem er das Verhältnis des Individuums zur Lebensmacht, zum höchſten Prinzip ſeiner Weltanſchauung darſtellte. Die Alten ſtellten das Individuum gegen das Schickſal, unſere klaſſiſche Periode ſtellte es gegen die ſittliche Weltordnung, Hebbel ſtellt es gegen die Geſamtheit. In der Wirkung nähert ſich Hebbel wieder der Antike, die auch den Schuldloſen vom Schickſal zerſchmettern läßt . . . Und iſt das nicht vielleicht die erhabenſte Tragik, daß der einzelne für die Entwicklung der Geſamtheit verbluten muß? Und doch haben mich Hebbels Stücke ſtets zu Boden gedrückt und mir die Luft genommen. Erkenne ich denn in der Theorie an, was mich in der Praxis abſtößt? Dieſe Frage hat mich in der Nacht zermartert. Als ich keine Antwort fand, ſtellte ich mir die Frage, wie würdeſt du beiſpielsweiſe eine ‚Agnes Bernauer‘ behandelt haben, wenn du die Hebbelſche Darſtellung als realen Untergrund benutzen müßteſt und das Individuum der

Geſamtheit erliegen ſollte? Ich wußte mich Idealiſt und Hebbel Peſſimiſt und erkämpfte mir die Erkenntnis, daß zwar das Individuum der Geſamtheit erliegen müſſe, daß es aber niederſchmettern müſſe, wenn die Geſamtheit das Individuum brutal unter ihre Füße trete, daß es erheben müſſe, wenn das Individuum ſich der Geſamtheit beugt, ſtatt daß es willenlos gebeugt wird ... Wenn Hebbel zwei Zeiten mit ihren unverſöhnlichen Gegenſätzen aufeinanderprallen läßt, dann zwingt die neue Ära die Menſchen willenlos zu Boden ... Entwicklung aber bedeutet Auftreten eines Neuen bei gleichzeitigem Verſchwinden eines Alten oder das Herauswachſen eines Neuen aus einem Alten. Das letztere iſt etwas Friedliches, das erſtere *kann* etwas Gewaltſames ſein. Dieſes Gewaltſame aber beſteht in dem Zugrundegehen des Alten für das Neue. Sofern nun das Neue unverſöhnlich das widerſtrebende Alte zu Boden wirft, muß die Wirkung auf den Zuſchauenden widrig, niederſchmetternd ſein. Sofern aber das Alte heroiſch ſich unterwirft für die neue Zeit, ſo muß das erheben. Ebenſo ſtellt ſich das Verhältnis des Individuums zur Geſamtheit dar. Die Geſamtheit kann für ihr Beſtehen die Vernichtung eines Einzelmenſchen fordern (am ſtärkſten wird dieſe Forderung an der Wende zweier Zeiten hervortreten), aber dieſe Vernichtung kann auf doppeltem Wege erreicht werden: Das Individuum kann gebeugt werden, und es kann ſich beugen; das Erſte zerſchmettert, das Zweite erhebt. Iſt beides für die Tragödie verwendbar oder welches? Hebbel wählt das Erſte und beweiſt, daß es verwendbar iſt. Aber ich kann nur das Zweite wählen, oder ich bin kein Künſtler, denn Künſtlerſein heißt: ſeine Weltanſchauung in einen ſingulären Fall hineinprojizieren ... Mir iſt, als würden dieſe Gedanken, wenn mir zu geſtalten vergönnt iſt, aus all meinem Schaffen herausklingen. Auch aus

meinem Demetrius, der vor Tagen noch nichts als eine dramatiſierte Anekdote zu werden verſprach, iſt über Nacht etwas anderes geworden. Daß das Leben des Individuums nur dann einen Inhalt hat, wenn es ein Rad im Getriebe des Ganzen iſt, das ſoll er zeigen."

1. Juni 1905. „Heute habe ich Akt 1, 2, 4 und 5 des ‚Demetrius' in der Reinſchrift . . . Mir graut einigermaßen, ob es mir gelingt, das fertige Schmiedeſtück wieder rotglühend zum Umarbeiten zu machen, zumal da ſchon alle möglichen phantaſtiſchen Geſtalten mit Geiſterarmen nach mir winken. Am gewaltigſten zwingt mich jetzt ‚Hermann-Arminius' in ſeinen Bann. Ich habe ſogar ſchon einen den Richtlinien nach fertigen Abriß der Tragödie ‚Hermanns Tod' vor mir."

3. Juni 1905. „Es iſt früh 2 Uhr. ‚Demetrius' iſt fertig."

4. Juni 1905. „Seel den ‚Demetrius' von 10 Uhr vorgeleſen bis halb drei Uhr, 1½ Stunden Schlaf, 4—6 Spaziergang, 6—9.30 Tennis. Wenn ich jetzt nicht weiterſchufte, klappe ich zuſammen."

10. Juni 1905. „Meine ſchwärmeriſche, romantiſche Marina, die noch wie ein Kind mit den ſchweren Rätſeln des Lebens ſpielt, ſich in dem Irrgarten verwirrt und darin umkommt, mag kein Porträt der hiſtoriſchen Polen-Zarin ſein, aber ich habe einen wahren Ekel gegen die weibliche Machtinſtinktbeſtie, die jetzt durch den deutſchen Dichterwald heult. Dieſe Frauenzimmer gibt es freilich wie Schierling oder Herbſtzeitloſen, aber warum die Kirſche über der Tollkirſche vergeſſen? Man ſollte einmal Regiſter über die Zahl dieſer ‚blutſaugeriſchen Vampire' führen, und man wird ſich bekreuzen vor der Armlichkeit der Phantaſie und Charaktermalerei, die ihre Pinſel immer wieder in der ‚neuen' Farbe badet und Ungeheuerlichkeiten für dokumentierte Genialität hält.

Der breitgetretene Charakter hat ein ganzes Wörterbuch von den ‚Raubtierzähnen', den ‚ſchmalen, blutroten Lippen', den ‚lauernden, gierigen Tigeraugen', dem ‚dämoniſchen Flackern in den meergrünen oder nachtſchwarzen Augen', dem ‚Haar, aus dem man Funken ſtreichelt' uſw. bis hinab zu den trübſten Trivialitäten."

Etwas ſpäter. „Ich habe neue Arbeit; ſeliger kann keinem arbeitshungrigen Proletarier zu Mute ſein als mir. Die erſten Wellen der anſpringenden Sturmflut quellender Ideen habe ich eben brieflich auf Seel zurückgeworfen. Es iſt gut, daß ich nicht den Stoff, ſondern der Stoff mich gepackt hat. Auch beim Durchdenken manches andern Planes der letzten Wochen bin ich warm geworden, aber wenn man an der Angel feſtſitzt, das ſpürt man. Es iſt einem, als griffe jemand in unſer bloßgelegtes Nervenwerk, daß ein Wundmal heiß darin aufbrennt. Dann kommen Tage, vielleicht Wochen, wo die Stimmung kalt, lau und flau wird, aber zu ihrer Stunde bricht die Wunde immer wieder auf. Eine Idee, die uns mit all' unſerm Wollen und Denken packt, iſt wie ein Samenkorn in der Erde. Es träumt und wächſt doch. Und endlich kann man ſein Wachstum nicht mehr aufhalten, will man nicht ſein Inneres mit den Wurzeln der Arbeit aus ſich herausreißen. Die Arbeit, die ungewollten Gedanken, das willenloſe Arbeiten Tag und Nacht in demſelben Gedankenkreiſe, der Äſte und Zweige unaufhörlich aus ſich heraustreibt, will Hirn und Herz ſprengen, und man möchte in Qualen jauchzen. O, daß ich wieder ſchaffen kann! Auch *mein* Pfingſten heute!"

Juni 1905. „Ich will mir jetzt täglich wenigſtens *eine* Stunde für mein Hebbelſtudium freihalten, vielleicht von 5 bis 6 Uhr. Später für Grillparzer, Otto Ludwig, Gerhart Haupt-

Schülerbild

mann. Die Übermodernen müſſen Seitengaſſen ins Gehirn ſuchen. Bis Michaeli kann die Schule zurücktreten, dann mag das Examenbüffeln beginnen. Bleiben noch die Nachmittage für Feilen am ‚Demetrius‘ und die Arbeit an der ‚Jungfrau‘.“

„Ich habe mir überlegt, woher eigentlich der Verfall der Kunſt ſich erklären läßt, der faſt ſtets bei aufſteigender Kulturentwicklung in Erſcheinung tritt. Das Weſen der Kunſt iſt Klarheit. Die Kunſt iſt für das Volk. Je gleichmäßiger die Lebensbedingungen für ein ganzes Volk ſind, um ſo leichter wird ein Dichter zu ihm reden können. Je komplizierter, zerſplitterter, ſpezialiſierter ſich das Publikum darſtellt, deſto ſchwieriger iſt die Aufgabe des Dichters. Der Epigone bleibt dann an den alten agricolaren Bildern haften, die die Menge nicht mehr verſteht, die Stürmer ſchwelgen in ſelbſterarbeiteten Maſchinenindustriebildern, die die Menge noch nicht verſteht. Auch kommt die Kunſt immer mehr in Gefahr, ein Luxus für den Abfall der Nation zu werden, der einen immer fauligeren Käſe braucht.“

26. 2. 1906. „Als ich heute mit Seel zum Breitengeſcheid emporſtieg und wir an der Bank angelangt waren, von der aus man jenen Blick nach Johannistal und tannenbeſtandenen Bergkegeln hat, die wunderbar aus dem Violett der knoſpenden Buchenhänge auftauchen, kam mir ganz plötzlich die Geſtalt des Herzogs Moritz von Sachſen vor Augen und zugleich die lebhafte Sehnſucht, ihn dichteriſch zu geſtalten. Der Moment war mir in zweifacher Hinſicht bemerkenswert. Einmal habe ich vor zwei Jahren ebendort, eingewühlt in die Heidebüſche des Abhangs, die Schlußſzene zu meinem ‚Widukind‘ geſchrieben. Und dann erinnere ich mich, daß gerade der ‚geniale junge Wettiner‘ immer einen äußerſt widrigen Eindruck auf mich gemacht hat.

Und nun? Wie ſoll man ſich ſolch plötzliche Anwandlung erklären?

Moritz von Sachſen ſteht — ich habe es nachträglich überdacht — wunderbar in Beziehung zu meinen dramaturgiſchen und philoſophiſchen Errungenſchaften der letzten Zeit. Es war für mich vielleicht der erhebendſte Moment . . ., als es mir vor wenigen Wochen beim Überleſen des ‚Demetrius‘ aufging, daß ich dreiviertel unbewußt die Idee der Notwendigkeit zum ſittlichen Ideal erhoben hatte. Das hängt innig mit einem anderen zuſammen. Ich halte dafür — es iſt nicht *mein* Gedanke — daß der Grundzug unſeres Weſens der Egoismus iſt, das Gefühl: ‚Ich will‘. Jeder Wille aber geht auf ein Ziel. Dieſe Zielſtrebigkeit wird hinfällig, ſobald das Ziel unſinnig wird. Das einzig große Ziel aber, auf das das Einzelwirken in Beziehung geſetzt werden kann, iſt die Geſamtheit — weil nur dieſes ein zuſammenhängendes iſt und ſomit Dauer hat. Dauer aber iſt Zweck. So ergibt ſich das Wirken für andere, der Altruismus, als ein Poſtulat des Egoismus. Familiengefühl, Patriotismus ſind Egoismus in zweiter und dritter Potenz — Egoismus zum Ideal erhoben. Das Weltbürgertum löſt das Ideal wieder auf, weil es den Egoismus, auch den ſtiliſierten, zugunſten des Altruismus aufheben will. Man überſieht aber ganz, daß man hier zugunſten der Pflanze die Erde fortſchleppen will. Ganz von ſelbſt würde alſo dann der gemeine Egoismus ſich wieder auf ſich ſelbſt beſinnen — Idee des ‚Spartakus‘. Der zweite Schritt würde ein erneutes Ausbilden des Familiengefühls ſein, und endlich würde der Gruppenegoismus, der Patriotismus wieder aufleben. So verſtanden, iſt der Patriotismus — gewiſſermaßen der immer-nationale Gedanke — die zum Ideal erhobene Idee der Notwendigkeit. Notwendigkeit im Hebbelſchen Sinn als Ab-

hängigkeit von der Geſellſchaft, der Geſamtheit verſtanden. Daraus erhellt, was mich ſo zur Geſtaltung des ‚Moritz‘ reizt — es iſt der Konflikt zwiſchen Familiengefühl und Wirken aufs Große (Patriotismus), d. h. der Konflikt zwiſchen den zwei Idealformen des Egoismus. Dieſes Ideal iſt ein durchaus erdſtämmiges und hat mit dem Schillerſchen (ſittlichen) wenig zu tun. Ja, es wird ihm in vielen Punkten ſtrikte zuwiderlaufen, indem es den furchtbaren Satz neu bewahrheitet: ‚Der Zweck heiligt die Mittel.‘ Von der Hebbelſchen Tragödie ſchließt es ſich eo ipso aus. Hebbels Figuren gehen daran zugrunde, daß ſie für ſich beſtehen wollen. Reiner Egoismus (der allerdings auch auf ein Ziel geht, aber das Ziel für ſich wählt und nicht ſich einem Ziele dienſtbar macht).“

Vergleicht man das in dieſen Einträgen niedergelegte Gedankenringen mit dem 1912 geſchriebenen Vorwort zu Lothar, ja mit wichtigen Briefen aus dem letzten Lebensjahr des Dichters, ſo wird man bemerkenswerte Übereinſtimmungen finden.

Der in den Tagebuchauszügen wiederholt erwähnte Otto Seel war Walters beſter Schulfreund, mit dem er ſich mündlich und in Briefen über ſeine literariſchen Pläne ausgeſprochen hat. Die Briefe ſind leider verlorengegangen. Seel war ein guter Kopf und ein gediegener Charakter. Er war Primus omnium in Walters Oberprima und hat ſein Leben im Kriege gelaſſen. Ein anderer begabter Mitſchüler war Wolfgang Riedel, der ſich ſchon auf der Schule als Komponiſt betätigte. Als der von dieſem gegründete Gymnaſiaſtengeſangverein im Juni 1905 ſein einjähriges Beſtehen feierte, gaben die Mitglieder eine Art Feſtſchrift heraus, deren Inhalt großenteils von Walter ſtammt. In launiger Weiſe beſingt er den Lebenslauf des Jubilars und ſpielt dabei ſcherzhaft auf die Aufführung der Bauernführer

durch den Verein an, deren Ertrag die Anſchaffung eines neuen Flügels für die Aula ermöglichen ſollte:

Aber ſchon ärgerte dich, muſikgebadeter Säugling,
Krächzender Flügelſchlag des krähenden Tiers in der Aula,
Dem nur noch klangloſes Wimmern entquoll aus verwundeten Tiefen,
Und du beſchloſſeſt, das Elend zu heben, das lang' dich verdroſſen.
Bauerngeſtalten berieſſt du zu weltbedeutenden Brettern,
Übteſt ſie brüllende Chöre und Fingerpfeifen und Trommeln,
Tobteſt zwei treffliche Stündlein mit ihnen über die Bretter,
Bis bei der ſiebzehnten Leiche der Vorhang heulend herabſchnob,
Bis die Seelen der Hörer in grauſiger Wehmut zerſchmolzen.
Draußen zählte indeſſen der ſchmunzelnde, lange Kaſſierer
Längliche Rollen des Goldes und ließ in der Hoſe ſie klappern.
Du aber krönteſt zum Dank die rührungſchluchzenden Häupter
Flexens, des tobenden Dichters, und Riedels, des ſchnaubenden Sängers.

Der älteſten Schweſter unſerer Mutter verdankte Walter manche Förderung. Sie vermittelte ihm ſchon auf dem Gymnaſium die Bekanntſchaft mit Otto von Leixner und damit die Beziehungen zur Deutſchen Romanzeitung, in der von 1907 bis 1915 viele ſeiner Gedichte und Novellen erſchienen ſind. Auf Einladung dieſer Tante war er im September 1904 in Berlin, wo er in Theatern und Muſeen mancherlei Anregungen empfing, über die er in ſeinem Tagebuch berichtet. „Sinding. Bisher das Schönſte", lautet einer dieſer Einträge.

Im Frühjahr 1906 erwarb Walter das Zeugnis der Reife. Bei der Abſchiedsfeier der Abiturienten ſagte er in einer Anſprache unter anderem:

„Es iſt ein Gemeinplatz, der uns gerade jetzt ſo oft als Wegzehrung mitgegeben wird: ‚Gehen Sie hinaus! Genießen Sie vorerſt das Leben nach Herzensluſt, die graue Werktagszeit kommt noch ungerufen immer früh genug.‘ Meine lieben Kameraden, ich glaube, in uns allen iſt noch ſo viel lebensfriſcher Idealismus, daß wir uns bewußt ſind, unſer Leben nicht wie in Tag und Nacht ſo in Genuß und Arbeitselend zu ſcheiden. Ein ſolcher Gedanke iſt kläglich und jämmerlich. Wir wären erbärmliche Kerle, wenn wir nicht unſern Beruf mit dem Herzen gewählt hätten, wenn wir uns nicht ſagten, daß dieſer unſer künftiger Beruf unſer künftiger Lebensgenuß ſein ſoll. Wenn wir eines aus dem Leben und dem Weſen der Antike aufgefaßt haben, wenn wir eines aus der Geſchichte gelernt haben, die Majeſtät des patriotiſchen Gedankens, dann haben wir viel gelernt. Dann haben wir gelernt, daß das Vaterland kein phantaſtiſches Ideal, kein willkürliches Idol iſt, ſondern der Kern und Sammelpunkt alles menſchlichen Strebens, alles Arbeitens und Erraffens, dann haben wir in dem pro patria die einzige und einzig große Antwort auf die ewigen Fragen nach dem Zweck des Daſeins gefunden. Nicht der Patriotismus iſt der wahre und ſchönſte, der aufflammt in Zeiten der Gefahr wie der Blitz aus gewitterſchwangeren Wolken. Dieſer Patriotismus, der uns in Kriegszeiten das Leben in die Schanze ſchlagen läßt, iſt ſelbſtverſtändlich, und wir wollen von keinem unter uns ſo gering denken, daß wir ihn an dieſe Pflicht mahnen wollten. Der vaterländiſche Gedanke muß uns lebendig im Blute kreiſen, er muß unſer Lebensgedanke werden. Er muß uns ſo ins Weſen übergehen, daß wir ihn nicht mit Worten am Sonntag ſpazierenführen, ſondern ihn täglich leben. Wir wiſſen, welch gewaltiges Getriebe unſer deutſches Volksleben darſtellt, und wären Schufte,

wollten wir ein Rädchen aus dieſem Getriebe ſtehlen, unſer Rädchen, unſer Lebenswerk, das alsdann ein leeres Spielzeug ſein würde, an deſſen Schnurren man ſich wohl ein Weilchen ergötzt, bis man erkennt, daß es nicht mehr greift, daß es zweck- und ſinnlos geworden iſt, weil man den gewaltigen Treibriemen durchſchnitten hat, der das kleine Rad mit dem großen des Volksganzen verband, den vaterländiſchen Gedanken."

So iſt der Jüngling am Ende ſeiner Schulzeit zu weltanſchaulichen und äſthetiſchen Überzeugungen durchgedrungen, die ſich ſpäter noch vertieft, aber in ihrem Kern nicht geändert haben. Sie laſſen ſich in drei Sätzen zuſammenfaſſen:

1. Das Leben des Individuums hat nur dann einen Inhalt, wenn es im Dienſt einer Gemeinſchaft ſteht.

2. Die Tragik beſteht darin, daß der Treibriemen, der das Individuum mit der Geſamtheit verbindet, durchſchnitten wird.

3. Die höchſte menſchliche Willens- und Gemeinſchaftsform iſt der Staat.

Universitätsjahre

Von Liedern schallte Bubenreuth,
um Jena sang der Sonnenschein,
von Straßburgs Münster schwamm Geläut,
vor Bonn im Eisgang fuhr der Rhein . . .

Der Übergang aus dem Elternhaus auf die Universität, insbesondere wenn er mit dem Eintritt in eine Verbindung verbunden ist, hat immer in gewisser Weise etwas Gewaltsames. Der Zwang, den eine Korporation mit alten Traditionen, wie jede Gemeinschaft, unvermeidlich ausübt, die Notwendigkeit, sich in andere Verhältnisse einzufügen und an den Kameraden abzuschleifen, der Wunsch, sich in dem neuen Kreise durchzusetzen, pflegen die Kräfte und Interessen des jungen Menschen auf längere Zeit hinaus stark in Anspruch zu nehmen. Dies sollte auch Walter erfahren, als er im Frühjahr 1906 nach Erlangen ging, um Geschichte und Germanistik zu studieren, und gleichzeitig als Fuchs in die Burschenschaft Bubenruthia einsprang. Seine literarische Entwicklung erfuhr eine Unterbrechung. Aber was er hier verlor, gewann er in anderer Weise. Was er der Verbindung verdankte und wie sie idealerweise sein sollte, um seiner Auffassung von dem rechten Verhältnis zwischen dem einzelnen und der Gemeinschaft zu entsprechen, führt er in einem Brief vom 31. 7. 07 aus: „Die studentische Korporation ist ein Bild des Lebens im kleinen und eine treffliche Vorschule für das Leben.

Sich ins Leben zu ſchicken und ſich im Leben zu behaupten, das eigene Weſen möglichſt ungebrochen durchzuſetzen und doch einer Allgemeinheit dienſtbar zu machen, das iſt Lebenskunſt . . . Je beſſer eine Korporation iſt, deſto wertvoller wird es ihr ſein, die Eigenart ihrer Mitbrüder möglichſt ungebrochen zu bewahren und eines jeden beſondere Art und Gaben vorſichtig im eigenen Haushalt zu benutzen. Je ſchlechter und an wahrem Gehalt ärmer ſie iſt, deſto mehr geht ſie auf einen gemeinſamen Drill und Schliff ihrer Mitglieder aus . . . Verfolgt man dieſe Idee weiter, ſo wird man zu dem Gedanken gedrängt, daß eine Korporation deſto fruchtbringender ſein wird, je ſchärfer und ſtrenger ihre Prinzipien, je geſchloſſener ihre Weltanſchauung iſt. Eine ſolche Verbindung fördert ihre Mitglieder, indem ſie ihren Charakter vor die ernſteſten ſittlichen und geſellſchaftlichen Fragen ſtellt und ſie durch zuweilen harte Kämpfe (mit ſich und für andere!) zu ehrlichen Lebenskämpfern macht. Lebensernſt und Lebensfreude in einer Schale zu bieten, das iſt ihre wahrhaft große Aufgabe. Und die ſtudentiſche Korporation iſt eine um ſo wirkſamere Schule des Lebens, als ſie kraft ihres Charakters verlangt, daß ein jeder ſich in ihren Rahmen ſchicken muß. Hier gibt es kein Ausbiegen, kein Sichverſchließen und Zurückziehen auf ſich ſelbſt. Anachoreten kann und darf ſie ihrem ganzen Weſen nach nicht dulden, jedes ihrer Mitglieder muß Geſellſchaftsmenſch im tiefſten Sinne des Wortes werden. Ein weiterer wertvoller Vorteil beſteht in dem Zuſammenfluß der mannigfaltigſten Intereſſen, Berufe und Neigungen in ihrem Schoße. Was das für die rezeptiven Jahre des Jünglingsalters bedeutet, brauche ich nicht auszuführen."

In Erlangen wohnte Walter im Hauſe der Familie Memmert, der Memmertei, die ſchon Generationen von Studenten

und in den letzten Jahren hauptsächlich Bubenreuther beherbergt hatte. Vater, der seinen Sohn auf die Hochschule brachte, stellte ihn der Familie Memmert mit den Worten vor: „Er hat noch keinen Tropfen Bier getrunken." Diesem Mangel sollte nun freilich abgeholfen werden. Für Walters Abstinenz trug übrigens ich die Verantwortung. Als Schüler des Landerziehungsheims Haubinda war ich Alkoholgegner geworden und hatte auch meine Brüder bekehrt, nicht zur Freude unseres Vaters, der auf Vegetarianer, Abstinenzler und andere „komische Käuze" mit Verachtung herabblickte.

Wegen einer angeborenen Schwäche der rechten Hand, die durch Überanstrengung beim Turnen, Radfahren und anderen körperlichen Übungen zu einer chronischen Sehnenentzündung geführt hatte, mußte Walter mit der linken Hand fechten lernen, was natürlich nicht leicht war. „Am Freitag erklärte der Fechtlehrer: ‚Jo, jo, wär' ich jetzt bloß noch zwei Köpf' höher gewesen, Se hätten mich wirklich getroffen.'" Aber da seine ganze Aktivität auf dem Spiel stand und es ihm recht schwer geworden wäre, die Farben abzulegen, überwand er mit großer Willenskraft alle Schwierigkeiten. Über seine erste Mensur, die im Wintersemester 1906 stattfand, schreibt er an die Eltern: „Ich laufe jetzt wieder mit völlig ausgewickeltem Kopf herum und von der ganzen Mensurherrlichkeit ist nur noch ein Stückchen Renommierterz auf der Stirn sichtbar. In den ersten Tagen habe ich nämlich ziemlich konfisziert ausgesehen, da mein verehrlicher Gegenpaukant mir durch einen flachen Gesichtsstreicher und mehrfaches ungeschicktes Herausziehen seines hängengebliebenen Speers die ganze Visage verkratzt hatte. Ich habe mich freilich revanchiert, indem ich ihn mit zwei Spickern verzierte, die ich sinnigerweise auf die rechte und linke Mundhälfte verteilte." Er empfand bei dieser Gelegen-

heit, daß er ſich „eine gewiſſe Poſition in der Burſchenſchaft geſchaffen habe", und freute ſich der aufrichtigen Herzlichkeit ſeiner Bundesbrüder, die dieſe erſte Partie ihres Kunſtlinkſers mit Spannung und nicht ohne Sorge verfolgten. Allmählich wurde Walter ein recht guter Fechter, der aus manchem Schläger- und Säbelturnier, bisweilen unverletzt, als Sieger hervorging. Das Gedicht „Akademiſches Intermezzo" ſpricht von „ſiebzehn Burſchenrauferei'n". Über eine Menſur im Winterſemeſter 1907/08, bei der Walter als Sekundant mitwirkte, berichtet Dr. Bickenbach in den „Erlanger Heimatblättern" vom 19. 11. 1927: „Auf der Gegenſeite ſah ich zum erſten Male Walter Flex. Ein ſehniger, friſcher und lebhafter Menſch von mittlerer Größe mit germaniſchem Feuerblick! Er fiel durch ſeine geiſtige und körperliche Beweglichkeit auf und machte durch ſein ſchlagfertiges Anfragen und durch ſein monierendes Dazwiſchenfahren meinem Sekundanten, Robert Wentzel, das Leben ſchwer." Bald darauf ſtanden ſich beide Burſchenſchaften in Bonn von neuem gegenüber, wobei Walter wieder gegen Bickenbach ſekundierte: „Die forſche Art ſeines Sekundierens hatte mich ſo erbittert, daß ich ihm nach der Partie eine Forderung auf Schläger überbringen ließ. Er aber, wütend über mein tolles Draufgehen und auch über meine Menſurerfolge erbittert, überſtürzte dieſe meine Forderung auf ſchwere Säbel. Dazu gehörte zweifellos hervorragender Mut, denn er mußte wiſſen, daß ich ein gefürchteter Säbelfechter war. Heute würden wir beide, wenn er noch lebte, über unſeren Heldenzorn ſicher lächeln. Damals aber waren wir mit Leib und Seele Streiter für unſere Sache, jeder verantwortlich für die Ehre ſeiner Burſchenſchaft. Unſer furor teutonicus übertrug ſich auch auf unſere Ehrenrichter, und man genehmigte tatſächlich einſtimmig ſchwere Säbel! Noch ſehe ich Walter Flex

vor mir im Säbelwichs, der entblößte, sehnige Oberkörper sportgestählt. Er war kleiner und schmaler als ich — aber mindestens ebenso flink und temperamentvoll. Ganz Bonn war auf den Beinen, sogar die Corps und die Bonner Husarenoffiziere hatten Abgesandte geschickt. Die Mensur fand auf der historischen Sandkaule im altertümlichen ehemaligen Wirtssälchen beim biederen Waschanstaltsbesitzer Renner statt. Flex ging aufs Ganze, er schlug mir sichtlich nach der entblößten Brust. Armhiebe und Bruststreicher folgten in blitzschnellem Tempo. Er bückte sich nieder und schnellte vor wie ein Leopard. Doch seine Absicht, mich auf der Brust abzustechen, wurde ihm zum Verhängnis, denn einmal schlug er vorbei und — klatsch — saß mein Hieb auf seinem Innenarm. Es war eine tüchtige Abfuhr. Mit zusammengebissenen Zähnen, blaß, aber aufrecht, ließ er sich ausbandagieren und wurde zum Nähen in die chirurgische Klinik gebracht, nachdem wir uns, wie üblich nach der Mensur, die Hand versöhnlich gedrückt hatten."

Auch Reiten lernte Walter in Erlangen, wie er überhaupt in den ritterlichen Künsten der deutschen Jugend, von denen Ernst Wurche spricht, und manchen anderen Leibesübungen bewandert war. Wenn er auch nicht dem „Wandervogel" angehörte, so liebte er doch das Wandern in der freien Natur. In Eisenach bot ihm hierzu die Nähe des Thüringer Waldes reichlich Gelegenheit. Von Erlangen aus durchstreifte er die Fränkische Schweiz zu Fuß, zu Rad und zu Pferd, und seine Briefe aus Straßburg berichten öfters von Ausflügen in die Vogesen. Im Turnen hatte er in der Prima das Zeugnis „sehr gut" gehabt. Nur im Singen freilich hat er es nicht weit gebracht.

An Vorlesungen wurden im ersten Semester Psychologie, Philosophie der neueren Zeit, Walter von der Vogelweide, Gotische

Übungen und Religionsphiloſophie belegt. Allerdings kam es in den erſten Semeſtern, wie gewöhnlich bei Verbindungsſtudenten, nicht zu einem geregelten Studium. „Eines freilich iſt mir ſo langſam gedämmert: Zeit für mich behalte ich nicht; die Couleur beſetzt faſt den ganzen Tag mit Kneipe, Exkneipe, Fechtboden, Fuchskränzchen uſw.“ (29. 4. 06) — „Das Grammatikpauken für das Gotiſche, das nun einmal unerläßliche Grundlage iſt, verträgt ſich nicht mit all den hunderterlei Couleurverpflichtungen. . . . So halte ich mich denn in erſter Linie an die Herrn Philoſophen.“ — „Am eifrigſten beſuche ich Falckenbergs ‚Geſchichte der Philoſophie‘, und da mehrere Bundesbrüder mein Intereſſe für die dort aufgeworfenen Fragen teilen, ſo haben wir manches anregende Geſpräch miteinander.“ Auch in den ſpäteren Semeſtern wurden außer germaniſtiſchen Vorleſungen philoſophiſche und kunſtgeſchichtliche belegt. Das vom Vater ererbte Intereſſe für bildende Kunſt hat Walter durch ſein ganzes Leben begleitet. Wohin er kam, intereſſierten ihn die Bauwerke. Von Erlangen aus fuhr er oft nach dem nahen Nürnberg, um ſich in die Sammlungen des Germaniſchen Muſeums zu vertiefen.

Daß das Heimweh dem jungen Studenten nicht fremd geblieben iſt, zeigt nachſtehendes Gedicht vom 6. Mai 1906:

Ich legte mich ſo froh zur Nacht
Und bin erwacht und bin erwacht
Mit Tränen in den Augen.
Und geſtern war ein Sonnentag,
Heut' liegt ein Nebel überm Hag
Und deckt mir alle Blüten.
Der Nebel zog von Norden her
Und war von Tannenduft ſo ſchwer,
Davon iſt mir ſo wehe.

Herr Traum, die Fremde war ſo ſchön,
Was ließt Ihr mich die Heimat ſehn?

Aber „das Heimweh, daß ich's ſo nenne, zieht nur manchmal wie ein Schleier über das bunte Land, und der Nebel gibt dem Bild einen eigenen Duft. Eine chroniſche Trübſeligkeit läßt die Kranzmütze nicht aufkommen. Und die Sonne der ‚Fuchſenſeligkeit' bricht immer durch."

Dieſe Jugendluſt machte ſich auch in mancherlei ausgelaſſenen Streichen Luft, von denen in Erlangen viel geredet wurde. Wenn ältere Bundesbrüder ihren Hausſchlüſſel „verludert" hatten, mußte er als jüngſter Fuchs den ſeinen abgeben. „Dann ſteige ich gewöhnlich geruhſam zum Fenſter hinein, eine durchaus harmloſe Kletterpartie ins erſte Stockwerk. Meine Nachbarn, die Uttenreuther, kommen dann meiſt aus ihrem Kneiploch und umſtehen ſtaunend den Tatort. Es ſieht nämlich ſehr hübſch aus und koſtet nichts." Als man ihn einmal in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hatte, ſprang er kurz entſchloſſen aus der nicht unbeträchtlichen Höhe auf die Straße hinab. Mit dem „Stenz", der im „Wolf Eſchenlohr" erwähnt iſt, zog er eines Tages zu einem Erlanger Notar, um ihm ein lebenslängliches Recht auf ein allſonntägliches Glas Bier verbriefen zu laſſen, ein Anſinnen, das der erſtaunte Juriſt allerdings ablehnte. Über eine „ſehr wichtige Miſſion", in der er mit ſeinem liebſten Bundesbruder Hans Herding über Land war, berichtet er im Mai 1907: „Es handelte ſich darum, in Brand eine gezähmte Wildſau zu beſichtigen, die die Burſchenſchaft eventuell als Couleurhund anſchaffen wollte. Das Bieſt iſt äußerſt drollig und ſtach uns beſonders deshalb in die Augen, weil es darauf dreſſiert iſt, den Leuten zwiſchen die Beine zu fahren und ſie auf ihr Hinterteil zu ſetzen. Die Sau

wird in Bubenreuth installiert werden, und es ist eine allgemeine Freude auf den Augenblick, wo sie den ersten Germanen stürzen wird. Wir haben zur großen Genugtuung den Handel perfekt gemacht und so eine neue Attraktion für Erlangen-Bubenreuth gewonnen. Ja, wir hoffen sehr, daß die Sau günstig auf die Fuchskeile einwirken wird, so daß sie also zugleich Bache und Keiler wäre." Dieser „Hund", genannt „'s Peterle", hat dann auch den auf ihn gesetzten Erwartungen in jeder Weise entsprochen. Ein Zeuge seiner Taten berichtet: „Einmal gar ließ ‚wer' 's Peterle aus seinem Stall, gerade, als sich dicht gedrängt in den schattigen Lauben der Mörsbergei viele liebliche Mädchen mitsamt den betreuenden höheren Semestern — damals hatte man es noch so — mit Kuchen und Kaffee für den Tanz stärkten. Wie sie in ihren langen weißen Röcken auf die Stühle und Tische hüpften, als 's Peterle freundlich grunzend durch die Reihen fuhr!"

Eines der wichtigsten Bubenreuther Ereignisse war die alljährlich stattfindende Kirchweih. Da sie in der Form, wie sie Walter erstmalig im Sommer 1906 erlebte, der Vergangenheit angehört, sei hier aus seinen Briefen eine ausführliche Beschreibung mitgeteilt:

„Gestern Sonnabend vor acht Tagen hielten drei große Luftwagen mit schwarz-roten Fähnlein geschmückt vor dem Bubenreutherhaus. Im Nu waren sie mit Kranzmützen voll besetzt. Die Musik intonierte, und mit Rulla ging es durch die im Schmuck langer schwarz-roter Flaggen prangenden Straßen der Stadt nach Bubenreuth. Das ganze Dorf mit Ausnahme der ‚Töchterle' war an der Einfahrt der Mörsbergei zusammengeströmt, als wir mit dem froh hinausgeschmetterten Bubenreuthermarsch einzogen. Alles kletterte von den Wagen zur Begrüßung unseres

Jean, der alten und der jungen Frau Madam, die mit ſchmunzelnden Geſichtern vor der Tür des duftenden Küchenparadieſes Wache hielten. Aber ſchon rief der Fuchsmajor nach ſeinen Füchſen, die ſich augenblicklich vor dem raſch im Hofe aufgezimmerten, tannengeſchmückten Tanzpodium um ihn ſammelten. Jean tritt mit einem Maienbaum aus der Tür und reicht ihn dem Fuchſenkönig, der ſich damit wie ein Tambour an die Spitze des raſch gruppierten Fuchſenzuges ſtellt. Im ſelben Augenblick ſondert ſich aus der Maſſe der Zuſchauer eine Gruppe von Dorfburſchen, die Arm in Arm noch vor der Dorfmuſik an der Tête unſeres fröhlichen Zuges Platz nehmen. Mit hohen, fiſtelnden Stimmen beginnen ſie ein Stanzerl zu ſingen, das die Muſik ſofort aufgreift, währenddeſſen ſich der Zug mit einem langen Gefolge von Dorfkindern, Burſchen und geladenen Damen durch das Hoftor bewegt. Die Dorfſtraße hinaus geht's bis auf freies Feld. Dort iſt ein wohl 18 Meter langer, ſchön und ſchlank gewachſener Fichtenbaum auf zwei Achſen geladen. Der Fuchſenkönig ſetzt ſich mit dem Maienbaum rittlings darauf, die übrigen Füchſe ziehen an der Deichſel oder ſchieben hinten nach. Muſik voran paſſieren wir wieder in der Mörsbergei ein. Nun gilt es, den ‚Kerwebaum' zu richten; aber vorher muß ſeine Spitze noch mit bunten, flatternden Bändern geſchmückt werden. Die ſind von den ‚Maderle' im Dorf längſt bereitgehalten und am Kirchweihſamstag hinterm Ofen, unter der Uhr oder gar unter der Schürze verſteckt worden. Da heißt es auf die Bänderjagd gehen! Von neuem zieht der Fuchſenzug durchs Dorf und hält erſt vor dem letzten Haus. Die Dorfburſchen gehen zur Erkundigung hinein und bringen zur Antwort: ‚Band und Töchterle ſind im Haus.' Der Fuchſenkönig hält darauf den Maienbaum quer vor die Haustür. Der Fuchsmajor kommandiert: ‚Füchſ' ſpringt!'

und holterdiepolter bricht alles hinein — ſchon ſchwingt einer triumphierend ein blutrotes Bändel hoch und tritt Hand in Hand mit dem Haustöchterle vor die Tür in den raſch gebildeten Kreis; eine ländliche Tanzweiſe, vom Geſang der Dorfburſchen begleitet, klingt an, und der Sieger tanzt ſeine Runde mit dem Töchterle, das dann ſofort verlegen und verſchämt wieder ins Dunkle des Hauſes zurücktaucht. So geht's zum zweiten Haus und weiter durchs ganze Dorf; ein Band nach dem andern wird an das Bäumchen geknüpft, und zurück geht's zur Mörsbergei. Auch dort wiederholt ſich das Spiel, nur daß hier der Fuchſenkönig das Privilegium hat und feierlich mit dem ganzen bandumflatterten Maienbaum in der einen und dem Haustöchterle an der andern Hand ſeinen Tanz beginnt. Ritterlich führt darauf der erſte Ehrenrichter die junge, der Kneipwart die alte Frau Madam zum Ehrentänzchen, das von beiden mit Würde und Grazie durchgetanzt wird. Beſonders die alte Frau Madam iſt ſtolz auf ihren Tanz, bei dem es kein modernes Geſchlampe gebe. Das hätten noch alle Herren geſagt. Aber in ihrer Jugend ſei ſie dafür auch die beſte Tänzerin geweſen. Das erzählte ſie mir mit vielem andern, als ich ſpät am Abend, neben ihr auf dem Herd hockend, ein Stündchen mit ihr verplauderte. Aber vorerſt war zum Hocken und Plaudern keine Zeit. Noch immer lag ja der Kirchweihbaum wie ein gefällter Rieſe, und all' die bunten Bänder hingen, ſtatt luſtig hoch droben in Lüften zu ſpielen, trübſelig zur Erde. Aber da kommen durchs Hoftor, mit Stricken, Ketten, Leitern und Hebebäumen beladen, der alte Huber und der ewig ſchmunzelnde Walz — lauter altbekannte Dorforiginale. Und nun geht's ans Werk. Die erſte Stütze iſt untergeſchoben, durch den ſchlanken Stamm geht ein Zittern, daß die bändergeſchmückte Spitze ſich langſam zu wiegen beginnt, bald

zur Erde taucht und bald emporschnellt. Und nun wird Leiter nach Leiter untergeschoben, riesige Balken mit Ketten verklammert und von einem Halbdutzend Füchsen mühsam unter den lastenden Stamm gestemmt. 1½ Stunden sind vergangen — da, der letzte Ruck, der den ragenden Baum fast auf die andere Seite hinüberwirft, aber schon wird er mit wuchtigen Hammer- und Axtschlägen durch große Holzscheite an seinem Standort verkeilt. Und nun schaut man auf, wie die Bänder hoch droben flattern und niedergrüßen. Axt und Ketten werden fortgeworfen, ein Kreis bildet sich, und der Bubenreuthermarsch grüßt den Vorboten froher Tage und Tänze. Den Damen, die der Arbeit vom Podium aus zuschauten, ist das Werk fast zu lang geworden. Und jetzt werden auch wir ungeduldig. Der Tanz kommt zu seinem Recht. Und es ist ein Tanz, wie man ihn in keinem Ballsaal erlebt: vor dem altehrwürdigen, heute heiter geschmückten Salettle auf breitem, aus Tannenbohlen zurechtgezimmertem Podium, das durch grüne Reisigbalustraden abgegrenzt und bis zur Erde mit Tannengrün verkleidet ist, hocken in der einen Ecke vier alte Musikanten mit Brummbaß, Geige, Pauke und Flöte, Originale von Musikanten, alt und verschrumpelt, mit langen Bärten und quietschvergnügten Gesichtern. Und dann fangen sie mit ihrem Gerumpel an. Tanz auf Tanz. Mit der alten, mit der jungen Frau Madam, mit dem Töchterle, mit dem Lieserle, Margretle, und wie sie alle heißen, mit den Bubenreutherdamen, die aus Nürnberg und Erlangen herbeigeeilt sind. Ohne daß man's merkt, ist die Nacht hereingebrochen, und die Papierlaternen, die rings im Garten und um die Balustrade verteilt sind, leuchten auf. Alles spielt nun noch einmal so schön in Schatten, Lichtern und Farben, ein wunderbar malerisches, unvergeßliches Bild. Das ist der erste Tag. Der Sonntag gehört den

Dörflern. Da sind wir die — wenn auch nicht übermäßig gern gesehenen — Gäste der eifersüchtigen Dorfburschen. Der Kirchweihsonntag ist ein echtes und rechtes Volksfest mit seinen Licht- und Schattenseiten, ein gut Teil nüchterner als der Vorabend, und doch so sehr interessant, wenn man etwas darauf achtet, wie die Dorfburschen und Maderl miteinander verkehren. Auf einmal fahren zwei Kutschwagen durch die Torfahrt, rote Mützen grüßen zum Podium herüber — Jena und Göttingen haben ihre Gäste geschickt. Nun teilt sich der Rest des Tages in Tanz- und Trinkgelage . . . Waren wir zum Samstagtanz vornehm auf fahnengeschmückten Omnibussen in Bubenreuth eingezogen, so schlenderten wir Montags in kleinen Trupps auf stillen Waldwegen nach unserem lieben Dörfchen, in dem wir uns vier Uhr nachmittags alle zusammenfinden mußten. Ich war mit einem Bundesbruder den andern vorangeritten und lange vor ihnen in die Mörsbergei eingaloppiert. Die junge Frau Madam reichte uns einen Krug Bier aufs Pferd hinauf, und zurück ging's in weitem Bogen nach Erlangen, von wo ich dann allein über den Ratsberg nach Bubenreuth wanderte. Da habe ich, als ich, auf einen Felsblock gelehnt, weit in die Frankenlande hinausschaute, auch an Euch gedacht und Euch herbeigewünscht, daß Ihr, denen dies Leben und Treiben so recht nach dem Herzen gewesen wäre, Euch mit hättet freuen können an all' dem schönen malerischen und poetischen Treiben. Als ich dann allein durchs Korn in Jeans Garten einschlenderte, hatte sich der Fuchsenzug schon wieder in derselben Ordnung wie am Sonnabend formiert. Galt es doch jetzt, den Töchterles, die am Samstag die Gebenden gewesen waren und unsern Kirchweihbaum so lustig mit Bändern geschmückt hatten, den Dankbesuch zu machen. Wieder ging der Zug Haus für Haus durchs Dorf. Wo ein Maderl im Haus

war, wurde es durch einen Fuchſen herausgeführt, bis alle eingeholt waren. Mit den Mädchen ging der Zug nach der Mörsbergei. Und vielleicht war der Montagstanz, der nun folgte, der ſchönſte von allen. Man kommt keinen Augenblick aus dem Lachen und Schwätzen heraus. Die Mädchen ſind friſch, nicht auf den Mund gefallen und geben ſich nicht anders als ſie ſind. Bis tief in die Nacht haben wir geplaudert, gelacht und getanzt zu dem Geſang der Dorfburſchen und den eigenartigen, leis melancholiſchen Weiſen der Dorfmuſikanten. Aber dann packten die Spielleute ein, und wir zogen die altgewohnte Straße im Mondſchein unter fröhlichen und ernſten Liedern heim. Galt es doch, ſich friſch zu halten für den großen Tag von Bubenreuth, den Kirchweihmittwoch, an dem die Luſt ihren Gipfelpunkt erreichen ſollte. Davon will ich Dir morgen erzählen ... Zwiſchen unſerm Bubenreutherhaus und dem Univerſitätsmarſtall liegt, von zwei Straßen umſchloſſen, eine kleine grüne Oaſe, die von ſchmalen, roſengeſäumten Wegen durchſchnitten wird. Hierher war am Kirchweihmittwoch alt und jung aus Erlangen und vom Lande zuſammengeſtrömt, um unſern Auszug nach Bubenreuth zu beſtaunen. Die Fenſter der Nachbarhäuſer waren gedrängt beſetzt von jungen Mädchen in hellen Toiletten, die ihre Gaſtgeber hier Revue paſſieren laſſen wollten, um ihnen dann mit der Bahn zum Tanz ins buntgeſchmückte Kirchweihdorf nachzueilen. Und bald tauchten in der Menge die erſten roten Kranzmützen auf. Lang nachflatternde bunte Kirchweihbänder, wie ſie hier die Bäuerinnen auf der Sonntagshaube tragen, auf Schulter oder Bruſt aufgeheftet, eilten ſie lachend und grüßend die Freitreppe zum Bubenreutherhaus hinauf. Allmählich waren alle Bundesbrüder im Kneipzimmer verſammelt und hatten ſich alsbald in zwei Heerlager geſpalten. Die Mehrzahl ließ ſich an

Tischen und in den Fensternischen nieder und trieb zechend und singend ihren Scherz mit den Passanten und der gaffenden Menge. Die kleinere Partei stieg rasch die Treppe zum Balkonstübchen, dem sogenannten Ehrengerichtszimmer, empor. Dort harrte unser der alte Uhl, unser Couleurdiener, der seit dem frühen Morgen beschäftigt war, den Paradeputz zu säubern und zu bürsten, Pekeschen, Hosen und Schnüre zum Anziehen bereit zu legen. Auch ich befand mich unter denen, die in vollem Festwichs dem Zuge voranreiten sollten. Rasch warfen wir unser Zivil ab und fuhren in die bereitgehaltenen weißen Reithosen, die ihrerseits wieder bis zu den Knien in blitzblankgeputzten, sporengeschmückten Reitstiefeln verschwanden. Die schwarze Samtpekesche wurde rasch darübergeworfen, und mit gedrehten Schnüren über Schulter und Brust wurde das schwarzrote Band festgehalten. Eine rote Halsschleife, weiße, breite Stulpen und die Kranzmütze vervollständigten den prächtigen Eindruck, der durch den Zusammenklang der kräftig kontrastierenden Farben hervorgerufen wurde. Noch ein sachkundiger Blick des alten Uhl, eine Minute Zupfen und Rücken an Mütze und Bändern, dann griffen wir die Reitpeitschen auf und eilten sporenklirrend die Treppe hinab auf die Straße und durch die bereitwillig geöffnete Gasse nach der Universitätsreitschule. Dort wartete meiner eine kleine, rasch verschmerzte Enttäuschung. Der Stallmeister hatte sich nur auf 6 Spitzenreiter versehen, so daß ich als der Siebente und Jüngste zurücktreten mußte. Nachher war ich dem bösen Zufall dankbar; denn, stets mit dem heute natürlich überaus unruhigen und scheuen Gaul beschäftigt, hätte ich nicht in vollen Zügen wie nun die ganze Farbenpracht des Kirchweihaufzugs genießen können. Den Reitern wurden jetzt die Gäule vorgeführt, die mit ihren schwarz-rot-goldenen Schabracken glänzend paradierten.

Und als dann aufgesessen wurde und die kleine Kavalkade sich nach dem Haus zu in Bewegung setzte, da vergaß ich, glücklich im Anschauen all' der in der Sonne blitzenden und spielenden Farben, die kleine, eben erlittene Enttäuschung. Als die Spitzenreiter vor dem Bubenreutherhaus vorritten, kamen gerade von der anderen Seite vier große, mit weitgeschwungenen Bögen aus Eichenlaub überspannte und bis zu den Radachsen mit Eichenzweigen verkleidete Leiterwagen die Straße herauf, auf die sich sofort die ganze junge und alte Burschenschaft mit Hallo stürzte. Im Nu waren alle Plätze besetzt. Die Spitzenreiter ritten noch einmal den Zug ab, setzten sich an die tête, und dann erklang, von der Regimentskapelle intoniert, kräftiger als je das Nulla. Die Pferde zogen an, die grünen Bogen schwankten, die Mützen wurden geschwenkt — Jubel und Lachen und dazu strahlender Sonnenschein. Und nun ging's durch die Straßen der Stadt, die heute in unsern Farben prangte. Die Bierschlepper, zwei Füchse in weißer Reithose, hohen Stiefeln, weißem Hemd mit dem Band darüber und Cerevis, liefen mit großen, in jeder Wirtschaft rasch gefüllten Trinkhörnern den Zug ab, die Mädchen warfen Rosen und Nelken von den Fenstern auf uns herab, die Philister wurden vor ihren Häusern mit Hochrufen begrüßt — ein nicht endenwollender Jubel straßauf und straßab. Zweimal ging es so durch die Stadt. Wir standen Arm in Arm in den grünen Leiterwagen, daß die Stöße uns jedesmal hochwarfen, und kamen aus Lachen und Scherzen nicht heraus. Und dann bewegte sich der Zug über die Landstraße nach Bubenreuth, das uns schon von weitem mit seiner riesigen, langflatternden Fahne grüßte. Dort wiederholte sich Spiel und Scherz der vergangenen Tage. Ganz Erlangen war heute in Bubenreuth, Offiziere und gegnerische Couleuren, Verkehrsburschenschafter und Verbands-

brüder. Der große Garten wogte in Farben, die hellen Toiletten der Damen, die Uniformen der Offiziere, rote und weiße, schwarze und blaue Mützen. Fanfaren riefen zum Tanz und zum Theaterspiel, das im Heustadel über die rasch zusammengezimmerten Bretter ging. Dann kam die Dämmerung, und den aufflammenden bunten Papierlaternen antworteten von droben Mond und Sterne. Eine warme, wunderbare Sommernacht. Als die Sterne im Verbleichen waren, wurde der Heimweg angetreten in kleinen Gruppen; die einen jubelten und sangen noch immer fort, die anderen ließen still den rauschenden Jubel der Festtage in sich verklingen. Am anderen Tage waren unsere Fahnen in der Stadt verschwunden, die Kirchweih war zu Ende."

Allmählich wurde Walter mit verschiedenen Ämtern in seiner Burschenschaft betraut. So schreibt er im November 1907: „Mein Amt als zweiter Fechtwart macht mir mehr zu schaffen, als ich dachte, durch die Verpflichtung, in allen Schieds- und Ehrengerichten zu sitzen . . . Doch behalte ich genug Zeit für mich selber; namentlich die Vorbereitung der Burschenschaftlichen Kränzchen ist eine Arbeit, die auch mich persönlich in mancher Beziehung fördert." Auch seine poetische Gabe und sein schauspielerisches Talent stellte er in den Dienst seiner Verbindung, indem er zu deren Festen Verse oder kleine lustige Schwänke schrieb, bei deren Aufführung er mitwirkte.

Nach vier Erlanger Semestern ging Walter im Frühjahr 1908 nach Straßburg, in der Absicht, sein Studium dort zum Abschluß zu bringen. Hier hörte er unter anderem Logik und Erkenntnistheorie bei Ziegler. „Für Prof. Martin muß ich bis Mittwoch eine ziemlich umfangreiche Seminararbeit abliefern, für die ich eine sehr ausgedehnte Literatur durchstöbern muß.

Außerdem arbeite ich noch in Zieglers Seminar und in Wundts ethiſchem Proſeminar. Du ſiehſt, es geht jetzt mit Hochdruck! Dazu kommt dann noch die Durchſicht und Korrektur eines größeren Romans, der am Freitag an den Jankeſchen Verlag abgehen ſoll. Janke ſchrieb mir auf meine Ankündigung hin einen ſehr liebenswürdigen Brief, in dem er mehrfach betonte, daß er ſich ganz beſonders für meine Arbeiten und meine Mitarbeit an ſeiner Zeitung intereſſiere. Ich glaube, es geht jetzt vorwärts." (5. 11. 08.)

Das Ziel des Studiums war urſprünglich das Staatsexamen geweſen, welches den Zugang zum Oberlehrerberuf mindeſtens offenhalten ſollte. Indes wurde ſich Walter, je ſtärker ſich ſeine produktiven Kräfte wieder regten, immer klarer darüber, daß ſeine eigentliche Beſtimmung dichteriſches Schaffen ſei und daß er ſein Leben ausſchließlich nach dieſem Ziele zu geſtalten habe. Darum entſchloß er ſich, ſeine Univerſitätszeit mit dem Erwerb des Doktortitels abzuſchließen. Sein Auskommen hoffte er, bis er ſich als Schriftſteller durchgeſetzt habe, als Journaliſt zu finden. Dieſen Plänen gab Vater, wenn auch nicht ohne Bedenken, ſeine Zuſtimmung. Als Thema der Doktorarbeit hatte ihm Prof. Martin eine Unterſuchung über eine Literaturgattung gegeben, die unter dem Namen „Literariſche Reiſen" bekannt iſt. Indes ſtellte ſich heraus, daß eine ſolche Diſſertation weit mehr Zeit beanſpruchen würde, als Walter nach den erſten Unterredungen mit Prof. Martin angenommen hatte. Da er nun ſein Studium, auch aus wirtſchaftlichen Gründen, möglichſt ſchnell beendigen wollte, wählte er einen anderen Gegenſtand, der ihn ſtärker intereſſierte und für den er durch einen am 5. Januar 1910 in der Eiſenacher Literariſchen Geſellſchaft gehaltenen Vortrag eine nicht unerhebliche Vorarbeit geleiſtet hatte. Das neue

Thema lautete: „Die Entwicklung des tragiſchen Problems in den deutſchen Demetriusdramen von Schiller bis auf die Gegenwart.“ Die Annahme einer ſolchen Unterſuchung ſcheint in Straßburg auf Hinderniſſe geſtoßen zu ſein. Wenigſtens kehrte Walter im Sommerſemeſter 1910 nach Erlangen zurück, um an dieſer Univerſität zu promovieren. Hier nahm ihn ſeine Burſchenſchaft wieder in Anſpruch, indem ſie ihn zum Fuchsmajor wählte und ihm damit die Erziehung der jungen Bundesbrüder anvertraute. Dr. Robert Falckenberg ſchreibt über dieſe Zeit: „Unvergeſſen wird er den Füchſen des S.-S. 1910 ſein, denen er Fuchsmajor und wahrer Führer zu deutſchem Studententum war. Den eingeſchlafenen Kränzchen und Vortragsabenden der Bubenreuther hauchte er neues und friſches Leben ein. In Straßburg war er als Vorkämpfer des Deutſchtums hervorragend tätig . . .“ Auch an den Unterrichtskurſen, die damals von Studenten an Arbeiter erteilt wurden, um eine Brücke zwiſchen den Klaſſen zu ſchlagen, nahm er mit großem Intereſſe teil. — In einer am 10. Juni 1910 in Erlangen abgehaltenen, von etwa tauſend Perſonen beſuchten Proteſtverſammlung gegen die Borromäus-Enzyklika führte er den Vorſitz. Seine einleitende Anſprache ſchloß er mit den Worten: „Nicht konfeſſioneller Verhetzung ſoll dieſe Verſammlung dienen, ſondern gerade durch energiſches Zurückweiſen derartiger Verſuche den konfeſſionellen Frieden für die Zukunft ſicherzuſtellen ſuchen. In ſolchem Beſtreben ſollten ſich Evangeliſche und Katholiken zuſammenfinden. Und ſo eröffne ich die heutige allgemeine Verſammlung als eine *nationale* Verſammlung.“

Das dichteriſche Schaffen hatte, wie ſchon bemerkt, durch den Übergang auf die Univerſität eine vorübergehende Unterbrechung erfahren, aber bald regten ſich die ſchöpferiſchen Kräfte wieder.

Im Juli 1907 erſchien in der Deutſchen Romanzeitung eine kleine Erzählung „Der Teufel von Nürnberg", der dann während der nächſten Jahre in derſelben Zeitſchrift zahlreiche Novellen, Skizzen und Gedichte folgten.

Der „Demetrius", deſſen erſte Faſſung bereits Ende 1905 im Druck erſchienen war, wurde einer tiefgreifenden Umarbeitung unterzogen und in der neuen Form herausgegeben. Am 10. März 1909 fand am Eiſenacher Stadttheater die Uraufführung des Dramas ſtatt. Zu derſelben war Dr. Erich Janke aus Berlin herübergekommen, der Walters literariſches Schaffen mit Intereſſe verfolgte. Die Aufführung war ein ſchöner örtlicher Erfolg, blieb aber ohne die erhofften nachhaltigen Wirkungen für den Verfaſſer. Zwar erſuchte die Straßburger Studentenſchaft die Leitung des dortigen Stadttheaters um die Aufführung. Der Direktor ſchien auch intereſſiert, doch wurde nichts aus der Sache. „Eine hiſtoriſche Tragödie iſt eben kein Zug- und Kaſſenſtück, und unſere Theater ſtehen ſich bei dem Warenhausbetrieb mit franzöſiſcher Importware beſſer als bei Verſuchen mit ernſten, künſtleriſchen Abſichten. Weshalb wir aber nicht ſauertöpfiſch werden." (15. 1. 10.) Schwerer noch wog es, daß dieſe Abſicht, d. h. die durchaus neue tragiſche Idee, gar nicht erkannt wurde. Hierüber leſen wir in einem Brief vom 12. 9. 10: „Außerdem würzte mir das Frühſtück heute eine mir liebenswürdig zugeſchickte Kritik über meinen ‚Demetrius' im ‚Literariſchen Echo', alſo einem unſerer erſten kritiſchen Blätter, in der das Drama nach Noten heruntergeputzt war. Der Kritiker beſprach es als Schillerfortſetzung (!) und erkannte ſcharfſinnig, daß ich Schillers Intentionen nicht nachgegangen ſei. Ein ſolcher Hohlkopf erlaubt ſich zu kritiſieren! Das ſieht doch ein dreijähriges Kind, daß mein ‚Demetrius' keine Schillerfortſetzung iſt. Außerdem

seien grobe geschichtliche Irrtümer in dem Drama. Der Zipfel kann jeden Tertianer fragen, ob historische und poetische Wahrheit im geringsten etwas gemein haben. Ich habe mich ziemlich geärgert, nicht über die Kritik, denn die ist zu dumm, aber über den Ort, an dem sie stand." Eine Kritik wie die vorstehend erwähnte dürfte sich daraus erklären, daß man das Schema der überkommenen Formen der Tragödie für erschöpfend hielt und nicht einmal den Begriff der Möglichkeit eines original Neuen hatte, das zu allen Zeiten auf Inspiration beruht. Darum verkannte man die eigenartige Idee der Tragik, die hier zum erstenmal hervortrat, und zwängte das Drama in die geläufigste tragische Kategorie, die Schillersche. Wie gänzlich verfehlt dies ist, zeigt ein Blick auf die oben mitgeteilten Tagebucheinträge des Primaners. Die dort niedergelegten Gedanken sind in dem Drama mit voller Klarheit verwirklicht, aber weil sie so neu waren, erkannte man sie nicht in ihrem dichterischen Gewande. Demetrius geht nicht, wie bei Schiller, durch die moralische Schuld des Betrugs zugrunde, sondern weil er den Glauben an die Menschen und an den Wert des Staates verloren hat. Diese Glaubenslosigkeit, die den „Treibriemen" durchschneidet, ist nicht die Folge, sondern die Ursache seines Betruges. Der tragische Irrtum des Helden, welcher glaubt, als isoliertes Individuum bestehen zu können, kommt sehr deutlich in den entscheidenden Worten zum Ausdruck: „Fortan muß ich mir Welt und Gott und Rußland sein." Die verkehrte Behauptung einer Abhängigkeit von Schiller entspringt wohl teilweise auch dem Umstand, daß Demetrius den Glauben an die Menschheit aus *sittlicher* Entrüstung über das Ränkespiel der Großen seiner Zeit verliert, und daß andererseits Schuiskoj, der diesen Glauben besitzt, in seinem Verhalten dem Zaren Boris gegenüber durch die Über-

zeugung bestimmt wird, daß es sittliche und religiöse Pflicht sei, dem echten Zaren unter allen Umständen die Treue zu halten. Indes übersieht man hierbei gänzlich, daß es für die tragische Idee nicht darauf ankommt, warum Demetrius den Glauben an den Staat verliert, und warum Schuiskoj ihn besitzt, sondern einzig und allein darauf, daß Demetrius ihn nicht hat und darum untergehen muß, während Schuiskoj von ihm erfüllt ist und darum Herrscher sein kann. Die Ursachen der Glaubenslosigkeit und die Form des Glaubens sind Sache der psychologischen Charakterzeichnung; sie haben mit der tragischen Idee nichts zu tun, und darum ist es sinnlos, sie als Beweis einer Abhängigkeit von Schiller anzuführen. Wie stark sich der noch nicht Achtzehnjährige seines Gegensatzes zu Schiller bewußt war, geht aus der Tagebucheintragung vom 8. 4. 1905 mit voller Schärfe hervor: „Ich weiß, daß ich nie in Schillers Fußtapfen werde treten können, denn ich kann nicht — so oft ich mich zwingen wollte — ich kann nicht an seine sittliche Weltordnung glauben." Diesem Satz, in dem das Wort „seine" hier von mir gesperrt gesetzt ist, liegt der Gedanke der sittlichen Eigengesetzlichkeit des Staates zugrunde, welcher der Kantisch-Schillerschen Ethik fremd ist. Dieser Gedanke spielt in „Lothar" und „Klaus von Bismarck" eine sehr wichtige Rolle. Indes ist er keineswegs mit der tragischen Idee selbst zu verwechseln, die einzig und allein in der Entwurzelung besteht. Will man die Frage der Abhängigkeit von Schiller entscheiden, so hat man lediglich zu prüfen, ob der Untergang des Helden auf der Lostrennung von der Gemeinschaft beruht. Dagegen ist es völlig abwegig, in einem Drama wie dem „Demetrius" nach dem Gedanken der sittlichen Eigengesetzlichkeit des Staates zu suchen und, da man ihn nicht findet, eine Abhängigkeit von Schiller festzustellen. Zweifellos

wäre es Flex, als er seinen „Demetrius“ schrieb, möglich gewesen, den Gedanken eines Demetrius zu fassen, der sich, wie Lothar, als Arm der Zeit fühlt und im Glauben an seine geschichtliche Sendung bewußt den Betrug vollzieht. Ein solcher Demetrius hätte die sittliche Eigengesetzlichkeit des Staates verkörpert — aber dann wäre das unmöglich gewesen, worauf es dem Dichter bei diesem Stoffe gerade ankam, nämlich die Entwurzelung und den Sturz durch Glaubenslosigkeit und tragischen Irrtum eintreten zu lassen.

Der in dem oben angeführten Brief vom November 1908 erwähnte größere Roman sollte ursprünglich den Titel „Thomas Münzer“ tragen. Dieser Entwurf wurde in den nächsten Monaten stark umgearbeitet und verkürzt. Im Mai 1909 lag die neue Fassung „Der Schwarmgeist“ vor und erschien dann in der Romanzeitung sowie in Buchform.

Ende 1909 wurde die erste Gedichtsammlung „Im Wechsel“ veröffentlicht. Das Hans Herding gewidmete Büchlein hatte einen sehr geringen Erfolg. „In Eisenach ist mir manches Freundliche darüber gesagt worden, doch enttäuscht eigentlich nichts mehr als eine sehr herzlich gemeinte Liebenswürdigkeit, die mit völligem Verkennen der wahren Absichten gepaart ist.“ Im übrigen verkaufte sich das Bändchen sehr schlecht und wurde von der Kritik wenig beachtet. Bei solchen Enttäuschungen war ein Brief von Ernst Zahn aus Göschenen, Neujahr 1910, eine doppelte Freude: „Viele Bücher und Manuskripte gehen durch meine Hand, wenige, in denen ich eine so schöne Zukunft versprochen finde wie in Ihrem kleinen Bande.“

In dem letzten bewahrten Briefe aus der Universitätszeit (10. 7. 1910) heißt es im Anschluß an die Mitteilung, daß der Abdruck des „Schwarmgeistes“ in der Romanzeitung bald be-

ginnen werde: „Schade, daß die Arbeiten immer erſt dann herauskommen, wenn das eigene Intereſſe ſich ſchon wieder anderen zugewendet hat!“ Der Stoff, auf den hier hingedeutet wird, iſt offenbar der „Lothar“. Bereits vor dieſem war ein bisher unveröffentlichtes Drama „Das Heilige Blut“ geſchrieben worden, deſſen Entſtehung in die Studentenjahre fällt, ſich aber nicht näher datieren läßt.

Mit der Doktorarbeit ging es trotz aller anderweitigen Inanſpruchnahme vorwärts, „wenn der Stoff ſich auch, wie immer, etwas mehr häuft, als man erwartet hatte“.

Um die Eltern wirtſchaftlich zu entlaſten, entſchloß ſich Walter, eine Hauslehrerſtelle auf dem Lande anzunehmen, wo er ſeine Diſſertation zu vollenden und ſich auf die mündliche Prüfung vorzubereiten gedachte. Da die Gräfin Bismarck, Varzin, gerade einen Erzieher für ihren Sohn ſuchte, bewarb er ſich, unterſtützt durch gute Empfehlungen, um dieſes Amt, das ihm nach perſönlicher Vorſtellung Ende Juli 1910 übertragen wurde. Damit war ſeine Univerſitätszeit beendet, und ein neuer Lebensabſchnitt begann.

Hauslehrerzeit

Gott geb' mir Lebens- oder Todesglück,
in dir bleibt ſtets ein Teil von mir zurück.
Des bin ich fröhlich. Denn ich weiß, es bleibt
mein Herz in deinem als ein Keim, der treibt.

Bei der großen Verehrung, die dem Altreichskanzler in unſerer Familie entgegengebracht wurde, kann man ermeſſen, wie glücklich Walter war, den älteſten Enkel des Fürſten erziehen zu dürfen. Den erſten Brief an die Eltern aus Varzin unterzeichnet er ſtolz „Hauslehrer im Hauſe Bismarck". Zu ſeinem Schüler, dem Grafen Klaus von Bismarck, mit dem das Penſum der Unterſekunda durchzunehmen war, gewann er bald ein ſehr herzliches Verhältnis, das die Hauslehrerzeit überdauert und bis zu Walters Tode fortbeſtanden hat. Aus ſeinen Briefen geht hervor, wie gern er dieſen „prächtigen Jungen", dieſen „netten Kerl" hatte, und wie ſehr es ihn beglückte, daß dieſe Zuneigung eine gegenſeitige war. Er ſchreibt von der ruhigen, aber dafür dauernden Freude, die er an ſeiner Erziehungsarbeit habe, und von der Befriedigung, daß er auf Klaus auch — und vor allem — außerhalb des Unterrichts Einfluß gewinne. „Einen idealeren Beruf als ſolche Einzelerziehung eines klugen und bildſamen Jungen kann man ſich eigentlich ſchwer denken." Den Enkel Bismarcks in deutſcher Geſchichte zu unterrichten, war ihm ein „ſonderbares Gefühl". Manches luſtige Erlebnis brachten die

Schulstunden. „Als wir gerade die ‚großen Dichter' aufzählten, unterbrach er plötzlich: ‚Na, wissen Sie, Ihr Vater hat aber seine Gedichte über Großpapa gemacht!' Auch die Gräfin erzählte mir, daß er diese Lektüre mit großem Eifer betrieben habe." Nicht nur die Arbeitsstunden, sondern auch einen großen Teil seiner Freizeit widmete Walter seinem kleinen Kameraden. Manche unserer Eisenacher Spiele wurden in Varzin eingeführt, und der Petz mußte als Lesestoff „Universum" und „Weltpanorama" schicken, über die sich der technisch sehr interessierte Klaus „mit Freudengeheul" stürzte. Ohne Sachschaden ging es freilich bei den täglichen Raufereien nicht ab. „Eine ziemlich lebhafte Korrespondenz unterhalte ich zur Zeit mit Herrn Linsenbarth in Eisenach, der mir immer neue Ersatzklemmer für die im Zweikampf mit Klaus zerschmetterten zu bauen hat. Trotz der äußersten Vorsicht schreitet das Unglück in dieser Beziehung oft so schnell, daß ich mich an die schlimmsten Erlanger Tage gemahnt fühle. Dafür hat mir Klaus wenigstens heut, ‚teils weil wir doch so gut stehen und teils wegen der Zwicker', eine sehr hübsche große Aufnahme vom Schloß, die er gemacht hat, geschenkt und dadurch großmütig auf einen Verdienst von zwei Mark verzichtet, die er sonst aus diesem Artikel herausschlägt." Auch ein selbstgefertigtes Lichtbild von sich und mancherlei Erzeugnisse seiner Drechselbank verehrte der geschickte kleine Handwerker seinem Lehrer. War der Tag mit Arbeit und Spiel, Angeln und Spatzenjagd hingebracht, saßen die beiden abends am Kaminfeuer und plauderten oder lasen: „Ich muß ihm Studentengeschichten erzählen oder Anstiche vorsingen, und er spielt auf seiner Gitarre."

Auch sonst fühlte sich Walter in Varzin wohl und lernte hier, wie überhaupt während seiner Hauslehrerzeit, durch den Einblick

An der Ostfront, Moldsewitsche im August 1916

in andere ſoziale Verhältniſſe manches Neue. Die Gräfin Bismarck ſchildert er als „eine hochgebildete Frau, vor deren Wiſſen und praktiſchem Können man immer wieder Hochachtung empfindet“. Der Oberförſter, der den Fürſten noch gekannt hatte, wußte manches Intereſſante zu erzählen. Im übrigen lebte der neue Hauslehrer recht zurückgezogen und ſuchte wenig Verkehr. „Wo man hier hinkommt, ſchwärmen einem die Leute übrigens todſicher des langen und breiten von meinem Vorgänger vor, der ein ziemlich flottes Leben hier herum geführt haben muß. Ich glaube, daß ich dagegen im Geruch eines unangenehm ſoliden Bücherwurms ſtehe, der ungeſellig bis dorthinaus jede Extravaganz verachtet. Das macht mir ſehr viel Spaß, denn es iſt doch immerhin eine Abwechſlung gegen den Ruf, den ich in Erlangen und Straßburg genoß.“

Die nahe Oſtſee wurde mit und ohne Klaus wiederholt beſucht. „Am Sonntag habe ich mein braves Stahlroß wieder mal an die Oſtſee gehetzt und habe in Stolpemünde einen wunderbaren Nachmittag verlebt. Über der See hing ein Gewitter in ſchweren Wolkenbänken, die wie rieſige Schieferflöze übereinandergeſchichtet waren. Nach dem offenen Meer zu war der Himmel ſonnenhell, und die Lichtſtrahlen, die teils direkt aufs Waſſer fielen und teils ſich an den Wolkenbergen brachen, erſchufen mit ganz wenigen unvergeßlichen Farben ein wunderbares Bild. Das Waſſer war meiſt dunkelgrün mit einem ſchillernden Schwarz durchſetzt, teils braunviolett, beſonders an den Molen und am ſeichten Ufer, drüberhin die weißen Giſchtkämme, ganz prachtvoll! Unterwegs hielt mich dann ein Wolkenbruch zwei geſchlagene Stunden in einem Bahnhofsreſtaurant, wo ein miſerabel ſüßliches Bier ein ſchlechter Zeitvertreiber war. In Varzin war der kleine Klaus inzwiſchen faſt vom Blitz erſchlagen worden,

wenigstens war ein abenteuerlich riesenhafter Blitz unter den wunderbarsten Begleiterscheinungen in die Wetterfahne des Turms gefahren und hatte den kleinen Erboberlandjägermeister des Herzogtums Pommern derartig erschreckt, daß er im Sessel zusammenklappte."

Wismar und Danzig boten willkommene Möglichkeiten zu Architekturstudien. „Meine Pfingsttour war sehr hübsch, wenn auch kurz. Danzig hat mir ganz ausgezeichnet gefallen. Ich habe so viel Freude daran, wenn ein Stück Kunstgeschichte sich mir durch persönliche Eindrücke verlebendigt. Und gerade von der niederdeutschen Backsteinarchitektur kann man sich nach Bildern so schwer eine richtige Vorstellung machen, da Licht und Schatten auf den Blenden und den Glasuren der Friese viel mehr tun als die Ornamentik, die gegenüber der süddeutschen Sandsteintechnik besonders in den gotischen Bauten natürlich sehr eintönig und ärmlich ist. Aber die malerische Wirkung und die architektonische Wucht dieser massigen Kirchen mit ihren wehrhaften Zinnenkränzen und Stumpftürmen ist prachtvoll. Das Interessanteste in Danzig aber war mir eigentlich der Profanbau, d. h. vor allem die Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses von der Gotik bis in die Zopfzeit. So bequem wie gerade in Danzig läßt sich der Wandel des Zeitgeschmacks wohl nicht leicht an Fassaden und Inneneinrichtungen, die verständnisvoll konserviert sind, studieren. Auch im Seebad Zoppot war es famos, wo ich eine halbe Stunde ins Meer hinausschwamm und eine gute Stunde im heißen Sande lag und in die Sonne sah. Bei Sonnenuntergang bin ich dann nach Oliva zurückgefahren und habe dort noch lang im Rokokopark herumgesessen und mir von den Vögeln eins vorsingen lassen."

Die Doktorarbeit wurde im Sommer 1911 beendet. Nun

konnte alle verfügbare Zeit der Vorbereitung auf die mündliche Prüfung gewidmet werden. „Ich schufte mit ziemlicher Energie darauf los. Früh 6—8 mittelhochdeutsche Grammatik und Lektüre, 8—12 Unterricht, 12.30—1.30 Essen, 2—5 Toben mit Klaus und je nach Möglichkeit etwas Philosophie und Kunstgeschichte als Nachtisch, 5—7 Klaus' Arbeitsstunden, 7.30 bis 8.30 Essen, bis 10 Diversa, 10—12 Literaturgeschichte und Philosophie. Das Programm zeichnet sich dadurch aus, daß es schon 5 Tage durchgeführt ist und also nicht erst ‚morgen' begonnen wird. Es hält recht frisch und spannt mich bis jetzt kaum ab. Das liegt wohl an der Abwechslung des Pensums. Alles in allem dauert die Qual ja nur etwa zwei Monate, und wenn es auch ziemlich geistlos ist, Kunstgeschichte und Philosophie in solchen diätetischen Portionen zu genießen, so hilft doch die Aussicht auf die nicht zu ferne Erlösung drüber hinweg." Im September konnte den Eltern berichtet werden, daß Prof. Steinmeyer in Erlangen die Dissertation der Fakultät „uneingeschränkt" empfehlen werde, und Ende Oktober erwarb der Verfasser nach bestandener mündlicher Prüfung, die sich auf Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte erstreckte, den Doktortitel magna cum laude.

Einen Einblick in die politischen Ansichten des 24jährigen gewährt folgende Stelle aus einem Briefe an Hans Herding vom 25. 1. 1912: „Du schreibst über Politik. Ich finde das Jämmerlichste die innerliche Verlogenheit auf beiden Seiten. Ich sehe nur die beiden Großbetriebe, Landwirtschaft und Industrie, die sich als Konservativ und Liberal bekämpfen und den Idealismus der Massen mit patriotischen oder idealistisch-freiheitlichen Phrasen ausschlachten. Dazwischen lärmt dann irgendein wirklicher Idealist wie Naumann und weiß gar nicht, daß er letzten Grundes für

den Geldbeutel seiner Fraktionsgenossen arbeitet. Ganz zu schweigen von Zentrum und Sozialdemokratie, deren Bekämpfung man vergißt. Daß der Freisinn die Roten durch direkte Stimmabgabe, daß die Konservativen sie durch Stimmenthaltung fördern, ist gleich erbärmlich und ist wie ein Todesurteil der nationalen Daseinsberechtigung. Ein Volk, das die Staatsautorität nicht wie ein heiliges Dogma hütet, ist für den Staatsgedanken noch nicht reif. Ein Drittel der deutschen Wähler stimmt gegen den bestehenden nationalen Staat, sogar mehr noch, wenn man die nichtroten Staatsfeinde zuzählt. Das zeigt mir, daß für die deutsche Sonderart, den uns im Blute liegenden Kosmopolitismus das Reichstagswahlrecht ein Wahnsinn ist, freilich wohl ein irreparabler. Helfen kann da wohl nur eine schwere nationale Krisis. Gott gebe, daß es keine innere wird, sondern eine äußere. Wir brauchen einen zähen, opferbereiten, hartherzigen nationalen Idealismus. Den haben den Deutschen immer nur die Feinde beigebracht!"

Da Klaus Ostern nach Plön kommen sollte, sah sich Walter nach einer neuen Stelle um. „Zur Zeit stehe ich in Unterhandlung mit einem Freiherrn im Posenschen wegen einer Hauslehrerstelle. Ein einziger Junge, Untertertianer. Vor allem würden mich die ostmärkischen Verhältnisse recht interessieren. Ich habe schon manchmal daran gedacht, später mal in die deutsche Kampfpresse der Ostmark zu gehen. Einstweilen empfinde ich die Möglichkeit der Wahl zwischen allen Gegenden Deutschlands als Aufenthalt für mein nächstes Jahr sehr angenehm, und es wird mir danach recht schwer werden, die Freizügigkeit des wandernden Lehrers gegen eine feste Existenz einzutauschen." Als er diese Stelle bei dem Baron v. Leesen in Retschke fest angenommen hatte, übermittelte ihm die Gräfin eine Anfrage ihrer Schwägerin, der

Fürstin Bismarck, ob er von Ostern ab auf ein Jahr nach Friedrichsruh kommen wolle. Da er sich für Retschke verpflichtet hatte, hielt er dies für ausgeschlossen, so verlockend es in mancher Hinsicht erschien. Indes entschloß er sich, auch durch Vaters Wunsch bestimmt, bei Leesens anzufragen, ob man ihn gegen Stellung eines Ersatzmannes freigeben würde. Dieser Bitte wurde in der weitherzigsten, verständnisvollsten Weise entsprochen. Nur sollte er nach Ostern für einige Wochen zur Aushilfe kommen.

Nach einem freundlichen Abschied von Varzin, der ihm und seinem lieben Klaus nicht ganz leicht fiel, finden wir ihn Ende April in Retschke. Sein erster Eindruck war: „Die hiesigen Verhältnisse sind in jeder Beziehung reizend, Herr und Frau von Leesen ganz famose natürliche und liebenswürdige Leute, sie auch sehr fein gebildet und vielfach interessiert. Der Junge artig und nett, auch ganz normal begabt.“ „Die Baronin hat unter allgemeinem Entzücken meinen ‚Schwarmgeist‘ und meine Gedichte vorgelesen, und ich habe einiges andere selbst lesen müssen.“ (28. 4. 12.) An anderen Abenden kamen auch „Demetrius“ und „Lothar“ zur Verlesung. Rückblickend auf diese kurzen, schönen Wochen hat Walter aus Friedrichsruh einen Brief geschrieben, dessen erster Teil in dem Briefband veröffentlicht ist. Einiges andere aus dem Inhalt sei hier mitgeteilt. „An einem der letzten Abende arrangierte die Baronin ein reizendes kleines Fest, zu dem sie selbst eine allerliebste Kaffeeklatschszene in leichten, hübschen Reimen beisteuerte, in denen sie jeden der Hausgenossen liebenswürdig-kritisch durchhechelte. Ich selbst hatte einen Biertischklatsch als Antwort verfaßt, den ich mit Falckenberg in Bubenreuther Couleur spielte. Die Kinder trugen ein nettes kleines Biedermeierszenchen vor, und zuletzt saßen wir bis in den Morgen bei einer prachtvollen Bowle zusammen, sangen, lachten

und tanzten unendliche Walzer . . . Auch ein prachtvolles, koſtbares Michelangelo-Werk ſchenkte ſie mir, nachdem wir ein paar Tage zuvor über plaſtiſche Kunſt geplaudert hatten. Als Widmung hatte ſie hineingeſchrieben: ‚Dieſes Buch — nur ein geringer Dank für die vielen ſchönen, anregenden Stunden von Ihrer Baronin von Leeſen.‘ Zuletzt brachte mich der Baron im Auto an die Station, und die Baronin lief noch mit den Kindern durch Garten und Hof und winkte zum Abſchied vom Zaun nach.“

Das wichtigſte literariſche Ereignis ſeit dem Abgang von der Univerſität Ende Juli 1910 war die Vollendung des „Lothar“, der im September dieſes Jahres fertig vorlag. Die Entwurzelung wird in dieſem Drama nicht, wie in „Demetrius“, durch tragiſchen Irrtum des Helden, ſondern durch das Gegenſpiel herbeigeführt. Durchdrungen von dem höheren Recht der großen geſchichtlichen Führerperſönlichkeit verlangt Lothar von ſeinem Vater Ludwig das ungeteilte Reich:

> Die Zeit hat ihren Willen wie ein Menſch,
> Und wer's da flammend in ſich fühlt: Du biſt
> Der Arm der Zeit — der iſt der Herr der Welt
> Und aller ihrer Kräfte . . . Und ich fühle,
> Daß ich nichts andres als der fleiſchgewordne
> Wille und Tatenſchwur der Zeit bin. Darum
> Gib alles, Vater, gib mir alles!

Durch dieſen Anſpruch und den rückſichtsloſen Verſuch ſeiner Durchſetzung gerät er in Widerſtreit zu den Moralanſchauungen ſeiner Umwelt, zum Familienegoismus (Kaiſer Ludwig und ſein gleichnamiger Sohn) und zur Ichſucht des Individuums (Judith, Pippin). In dieſem Kampfe wird Lothar gewaltſam von ſeinem Werke getrennt und damit innerlich vernichtet, aber

in ſeinem Untergang leuchtet ſiegreich die Überlegenheit des von ihm vertretenen Staatsgedankens über jene anderen Formen des Wollens auf. Über den „Lothar" iſt, wie überhaupt über meines Bruders Dramatik, manches Verkehrte und Oberflächliche geſchrieben worden. Ich werde auf dieſe Literatur vielleicht einmal im Zuſammenhang eingehen. Hier ſeien nur einige Punkte berührt.

Der Zweck des von Judith verübten Betruges geht aus dem Drama ſo deutlich hervor, daß man ſich wundern muß, wie er verkannt werden konnte. Bernhard, den Judith liebt und mit dem ſie die Kaiſerkrone zu tragen hoffte, iſt von Lothar, den ſie abwies, beſiegt und geblendet worden. Aus Liebe und Erbarmen beſchließt ſie, dieſes Furchtbare von dem geliebten Manne zu nehmen und ihn, ſoweit es ihr möglich iſt, trotz allem glücklich zu machen. Sie bringt ihm den Glauben bei, er ſei zum Kaiſer erkoren, wird ſein Weib und läßt ihn im Glauben an ſein Kaiſertum durch Gift ſterben. Ihr zweites Motiv iſt ihr glühender Haß gegen Lothar, an dem ſie ſich rächen will. Sie glaubt ſich noch von ihm geliebt und iſt überzeugt, daß ſein Verhalten gegen Bernhard durch Eiferſucht beſtimmt war. Welche ſubtilere Rache kann ihr weiblicher Inſtinkt erſinnen, als Lothar, wenn er einſt, wie ſie überzeugt iſt, als Bettler endet, ins Geſicht zu ſchreien: Alles, was du vergeblich erſehnteſt, ward dem Manne, dem du das Äußerſte anzutun glaubteſt, zuteil: Ich ward ſein Weib, während ich dich verſchmähte. Er ſtarb im Glauben an ſein Kaiſertum, während du verzweifelſt. Ja, er *war* Kaiſer durch die magiſche Kraft des Sakraments. Natürlich muß man zum Verſtändnis dieſes Motivs neben zeitbedingten Vorſtellungen Juditha Glauben, Lothar liebe ſie noch, ſowie vor allem hier wie überall ihre ſubjektiviſtiſche, egozentriſche Einſtellung in Rechnung ziehen. Judith iſt bewußt als die Vertreterin des perſönlichen

Egoismus gezeichnet. Sie wirkt zwar neben Menſchen vom Schlage Pippins, der das ausgeſprochen kleine Individuum darſtellt, verhältnismäßig groß. Aber auch ihr Wollen iſt nur auf die eigene Perſon und die ihres Geliebten gerichtet, während es Lothar um die Sache, um den Staat geht. Darum iſt ſie — und dies gerade will der Dichter zeigen — neben Lothar klein. Naturgemäß beurteilt ſie dieſen nach ſich ſelbſt und glaubt an die Möglichkeit einer Rache, die an dem Vertreter des Staatsgedankens ſpurlos abprallen muß. Endlich wird Judith durch die Hoffnung geleitet, von Bernhard einen Sohn zu empfangen, den ſie durch ihre Vermählung mit Kaiſer Ludwig dieſem unterzuſchieben gedenkt. In ihren kühnſten Zukunftsträumen ſieht ſie dieſen Sohn Bernhards als Kaiſer. Man hat dies als eine verfehlte pſychologiſche Konſtruktion bezeichnet, weil die Erfüllung dieſes Wunſches ſo unſicher ſei. Indes glaube ich, daß der Mangel an Pſychologie hier bei den Kritikern liegt. Wie Judiths leidenſchaftlicher Charakter gezeichnet iſt, hat ſie nach Bernhards Blendung nur die Wahl, ob ſie mit dieſem in den Tod gehen oder ihr Leben der Rache an Lothar und ihren ehrſüchtigen Plänen widmen will. In ſolcher Lage, zwiſchen dem Nichts und einer noch ſo geringen Möglichkeit des Erfolgs, greift das große und das kleine Individuum, der Spieler wie der Staatsmann und der Feldherr nach der letzten. Im Falle des Scheiterns iſt nicht mehr verloren, als ohnehin verloren war. Hätte ſich Judiths Hoffnung auf einen Sohn nicht erfüllt, ſo hätte ihr das Tor zum Tode noch immer offen geſtanden, oder ſie hätte vielleicht ihre Stellung als Ludwigs Gattin benutzen können, um in anderer Weiſe gegen ihren Todfeind Lothar zu arbeiten. — Ehe man die Benutzung des Abendmahlkelchs zum Giftbecher als eine überflüſſige Entweihung bezeichnete,

hätte man bedenken ſollen, daß Menſchen vom Schlage Judiths, die vor dem Betrug mittels des Kelches und vor Mord nicht zurückſchrecken, ſich an ſolcher „Entweihung“ gewiß nicht gehindert ſehen werden. Abgeſehen davon iſt es natürlich dichteriſch von ganz anderer Wirkung, wenn dasſelbe Sakrament, das Bernhard zum Kaiſer erhöht, ihm zugleich den Tod bringt, als wenn ihm das Gift, wie man vorgeſchlagen hat, „beim täglichen Mahl gereicht“ würde. Die erſte Forderung, die man an einen Kritiker zu ſtellen hat, iſt, daß er das von ihm beſprochene Werk genau lieſt und richtig anführt. Dieſe Forderung iſt nicht erfüllt, wenn ſo verkehrte Behauptungen aufgeſtellt werden wie, Judith habe von Bernhard das Tragen einer Augenbinde verlangt, oder, ſie habe Lothar durch die Mitteilung ins Herz treffen wollen, daß Bernhard „im Glauben an ihre Liebe“ geſtorben ſei.

Die Anſtrengungen des Dichters waren nun darauf gerichtet, für ſeinen „Lothar“ einen Verleger zu gewinnen. Er bot das Drama dem Verlag Fiſcher an. Über den Erfolg berichtet er: „Fiſcher hat ‚Lothar‘ abgelehnt. Ein junger Jude iſt Lektor und erzählte mir, er habe eben den erſten Akt geleſen und glaube, Lothar ſei ein ſchwächlicher Menſch und daher dramatiſch unbrauchbar! Ich habe unter dieſen Umſtänden auf die weitere Prüfung verzichtet.“ Auch an Dr. Erich Janke wandte er ſich: „Ich habe die feſte Überzeugung, ein Drama geſchaffen zu haben, das in der Entwicklung der hiſtoriſchen deutſchen Tragödie ſein Wort mitſprechen kann.“ Da ſich auch der Verlag Janke nicht zur Annahme entſchließen konnte, wurde ein dritter, gleichfalls vergeblicher Verſuch bei Cotta gemacht. Sicher waren ſolche Erfahrungen beſtimmend für das Bild, welches das zweite Kapitel des „Wolf Eſchenlohr“ einleitet. Der „Lothar“ iſt erſt nach dem Tode des Dichters erſchienen.

Außer von „Lothar“ und seinen Schicksalen ist in den Briefen öfters von Gedichten und kleinen Novellen die Rede. So wird im März 1911 eine größere Ballade erwähnt, über die Janke „einen sehr begeisterten Brief“ geschrieben habe. Einige Wochen später (16. 5. 11) heißt es: „Janke, diese leuchtende Ausnahme, hat übrigens einen historischen (!) Roman von mir, den ich bis Weihnachten fertig zu stellen hoffe, unbesehen akzeptiert und sofortigen Abdruck versprochen.“ Dieser Roman, der in Köln spielen sollte, wurde jedoch nicht geschrieben. Statt dessen wandte sich der Dichter erstmalig einer Arbeit zu, deren Handlung in die Gegenwart fällt. Es handelt sich um den Roman „Arnolds Gemeinde“, dessen erstes Kapitel im Januar 1912 vorlag. Auch dieser Entwurf, für den mehrere Titel in Erwägung gezogen waren, ist in den Anfängen steckengeblieben und nach mancherlei Umarbeitungen schließlich in das Eschenlohrfragment ausgemündet. Im März 1912 konnte Walter über den kleinen Erfolg berichten, daß der „Bismarckkalender für Frauen“ seine Novelle „Martin Kettlers Opfer“ mit dem zweiten Preis von 50 Mark belohnt habe. Etwa um die gleiche Zeit entstand die kurze Erzählung „Der Überläufer“. Wie er seine Zukunftsaussichten beurteilte, zeigt folgende Briefstelle: „Heute las ich wieder mal Briefe des jungen Hebbel und erstaunte über seine felsenfeste Überzeugung von dem unvermeidlichen Siege. Nur weil er wußte: meine Sache ist gut. Das weiß ich von meinen Arbeiten auch, aber das Durchsetzen ist mir ein großes Fragezeichen. Die Verhältnisse haben sich ja auch seitdem geändert. Zwar geschmacklos war das Publikum immer und besonders zu Hebbels Zeit, aber das stärkt schließlich das Gefühl der inneren Überlegenheit. Das Neue ist, daß jetzt die Trustwirtschaft auch in der Kunst dominiert, die zahlungsfähige Clique, die eine Warenhausreklame

macht. Aus der literariſchen Hausinduſtrie iſt eine Fabrikinduſtrie geworden, die die kapitalunkräftige Konkurrenz tot macht und auf die Monopolwirtſchaft hinſteuert."

In Friedrichsruh, wo Walter ſeine Tätigkeit im Mai 1912 aufnahm, fühlte er ſich aus mehreren Gründen nicht ſonderlich wohl. Daß er lange Zeit nicht im Schloß, ſondern im Gaſthof untergebracht war, konnte nicht zu ſeiner Behaglichkeit beitragen. Auch vermißte er die ſtarke, herzenswarme Anteilnahme an ſeinem literariſchen Schaffen, die ihn in Retſchke ſo glücklich gemacht hatte. „Ich kann Dir nur ſagen, daß mir hier eigentlich alles liegen bleibt, wozu man etwas Zeit und Stimmung braucht, und meine Romanpläne liegen noch ſeit Mai im Koffer, ohne daß ich mich entſchließen kann, ſie herauszunehmen. Die Woche, in der ich die Bismarcknovelle ſchrieb — die übrigens Velhagen poſtwendend zurückgab — iſt mir wie ein weißer Rabe geweſen. Dann bringt wohl einmal eine Stunde ein kleines lyriſches Gedicht, aber das iſt auch alles. Janke hat verſchiedentlich um Neues gebeten, aber ich werde, ſolange ich hier bin, nicht viel zuſtande bringen. Aber bitte laß die Eltern nichts davon merken. Vater beſonders empfindet es ja als einen ungeheuren Glücksfall, daß ich hier arbeiten darf, und freut ſich, daß er mich mehr oder weniger dazu beſtimmt hat. Es war mir in den zehn Tagen, die er hier war, ordentlich rührend zu ſehen, wie überſchwenglich er die kurze Zeit auskoſtete. Darin iſt Vater merkwürdig jung geblieben. Übrigens waren die Bismarcks ausnahmslos reizend liebenswürdig gegen ihn, und er hat durch ſie vieles geſehen, was wohl viele der nächſten Bekannten noch kaum zu Geſicht bekommen haben. — Von meiner äußeren Zeiteinteilung, nach der Du fragſt, iſt wenig zu ſagen. In der Schulzeit gebe ich täglich vormittags drei Stunden — Rechnen und Deutſch — an den

Quintaner Gottfried und den Sextaner Albrecht. In der übrigen Zeit ſoll ich die Archive in Ordnung bringen, d. h. ein paar Bodenſtuben, die von Papieren und Broſchüren und allerlei Erinnerungen vollgefrachtet ſind. Aber in Wirklichkeit komme ich täglich kaum auf ein bis zwei Stunden dazu und bin im übrigen Kindermädchen. Die beiden kleinen Kerle haben ſich ſehr an mich attachiert, und ich tobe ja ganz gern mit ihnen herum, aber befriedigend auf die Dauer kann ſolcher Zuſtand nicht ſein. . . . Vor allem empfinde ich auch den Mangel irgendeines Verkehrs; darüber ſchrieb ich wohl ſchon, und es hat ſich nichts darin geändert. Je weniger man von ſich ſelbſt hat, deſto mehr verlangt man nach irgendeinem ſympathiſchen Menſchen . . . Um ſo mehr freue ich mich über jeden Brief von Menſchen, an denen ich innerlich teilnehme. Der Poſtbote iſt mir der liebſte Menſch in Friedrichsruh, obwohl er mich am häufigſten enttäuſcht. . . . Jetzt in den Ferien, die für mich praktiſch nur die Änderung bringen, daß auch die drei Unterrichtsſtunden in Spielſtunden umgewandelt werden, gebe ich übrigens auch dem jungen Fürſten Otto, der in Plön in Unterſekunda ſitzt, etwas Nachhilfe in Latein und Griechiſch. Er iſt ein geweckter, friſcher Junge, noch durchaus kindlich in ſeinen Intereſſen und Beſchäftigungen. Er iſt wunſchlos glücklich, wenn er mit mir und den Kleinen ſtundenlang Fröſche ſucht und ſchwimmen läßt oder andern Blödſinn treibt. So bauen wir denn unverdroſſen tagaus tagein Hütten auf Parkbäumen, zimmern Flöße, fahren Kahn und Motorboot, ſchießen Eichkatzen, Karnickel und Eichelhäher und füllen die Pauſen durch Eſſen und Schlafen aus. Da ſomit von meinem äußeren Ergehen nicht allzuviel zu erzählen iſt, ſchreibe ich Dir noch ein paar meiner letzten Gedichte ab, an denen Du vielleicht etwas Freude haſt. . . . Nun iſt es wieder ſtill geworden, und

durch den Park wandelt nur der Gesundbeter ‚Bruder Ranzleben', der außerordentlich haarig und schmutzig ist und den Sitz der Seele im Bauch entdeckt hat und hier bei einem Försterkinde ‚Seelenatmung' als Mittel gegen Lähmung versucht. Gottfried erzählte mir, er könnte Tote erwecken, aber er täte es nicht, weil er Gott nicht ins Handwerk pfuschen wollte, und wir fanden das alle sehr nett von ihm. . . . Noch einmal danke ich auch Dir und Martin für die prächtige Sindingmappe, deren Reproduktionen und Texte mich gleich gut unterhalten haben und unterhalten." (17. 7. 1912) Die beiden in dem Brief erwähnten Gedichte sind: „Lebensdrang" und „Die drei Brunnen vor Gottes Tür".

Im August durfte Walter mit seinen Schülern auf einige Wochen in die Schweiz fahren. Das Erlebnis der Alpen spiegeln zwei im Briefband abgedruckte Beschreibungen wider, die seine Kunst der Naturschilderung zeigen. In St. Moritz machte das Segantini-Museum starken Eindruck auf ihn.

Entgegen der anfänglich gehegten Befürchtung erfuhr das dichterische Schaffen gerade in Friedrichsruh einen starken Auftrieb. In kurzer Zeit entstanden die acht Bismarcknovellen und das Drama „Klaus von Bismarck". Die künstlerischen Absichten, die ihn bei den Novellen leiteten, entwickelt er selbst an zwei derselben: „Die zwei Bismarcks sind Vater und Sohn, von denen der eine im Dreißigjährigen Krieg als schwedischer Offizier sein Vaterhaus Schönhausen brennen sah, während sein Sohn schon als Kurbrandenburger Kapitän die Schwedenfahnen von Fehrbellin nach Berlin bringen durfte. Der Wechsel der Zeiten läßt sich an diesem zufälligen Zusammentreffen famos in zwei zeitgeschichtlich und zeitpsychologisch bedingten, voneinander völlig verschiedenen Charakteren schildern. In der Schweiz denke ich

bald das dritte Stück, eine kleine hiſtoriſche Humoreske aus der Wertherzeit fertigzuſtellen. Die Unterlage iſt eine hübſche, verbürgte Anekdote: Des Fürſten Großvater Carl Alexander von Bismarck erhält eines Tages den Beſuch eines Vetters Bismarck aus Stettin, der um ſein Töchterchen werben will, das indeſſen einſt ſchon als achtwöchiges Kind geſtorben iſt. Auch hier denke ich gerade durch den Gegenſatz zwiſchen der nüchternen Pedanterie des Baſenbräutigams und der poetiſchen Sentimentalität Carl Alexanders den Geiſt der Zeit möglichſt klar und ſcharf herauszuarbeiten. Das Arbeiten und Feilen an dieſen kleinen hiſtoriſchen Miniaturen macht mir ſehr viel Freude, und ſolange ich eine unter der Feder habe, habe ich ſonſt für nicht viel anderes Sinn." (16. 8. 12) Damit iſt indes das Weſen dieſer Novellen nicht erſchöpft. Vielmehr bringen ſie zugleich pſychologiſche Wahrheiten und eine beſtimmte Weltanſchauung zum Ausdruck. So zeigt die erſte Erzählung die unüberbrückbare Kluft, welche die Erziehung zwiſchen den Menſchen aufreißt, die dritte die Unmöglichkeit, aus dem eigenen Weſen herauszuſpringen, während die letzte eine Art Gegenſtück zum „Demetrius" iſt, indem Hans Leerkamp dadurch gerettet wird, daß ihm eine echte Führerperſönlichkeit den Glauben an die Menſchen wiedergibt. Auch pſychologiſche Fernwirkungen werden in zwei der Erzählungen behandelt.

Intereſſant iſt, wie in einer dieſer Novellen aus Friedenszeiten das Weſen der Schlacht geſchildert wird:

„Eine Schlacht, Berndt, iſt die Welt, die wieder ins Schöpfungschaos zurückgeſchleudert iſt. Wenn zwei Männer aufeinander zureiten, ſo ſteht zwiſchen ihnen in einem roten Nebel Gott ſelbſt, der Herr über Leben und Tod, über Werden und Vergehen! Durch dieſen Schöpfungsnebel zu reiten, daß der rote Tau

uns auf Haut und Waffen perlt und trieft, das ist das höchste Glück, das wir kosten können. Wer's nicht begreift, ist nicht wert, es zu begreifen. Volle Gläser, meine Herren Offiziere! Es lebe das große Glück, es lebe das schwertklirrende, glutatmende Glück, dem wir entgegenreiten!"

Später hat Walter in drei langen Jahren den modernen Krieg kennengelernt. Er hat mit seinen grauen Brüdern im Schützengraben Hunger und Durst, Frost und Schlaflosigkeit, Schmutz und Ungeziefer, Gefahr und Krankheit ertragen. Er ist durch das Grauen der Materialschlacht hindurchgegangen und hat in der nervenzerrüttenden Hölle des Trommelfeuers gestanden. Er hat um sich herum Niederdrückendes, Armseliges, Allzumenschliches erlebt. Vom Gräbergraben ist ihm das Herz manchmal müde geworden, und vor allem ward ihm das Bitterste lebendige Erfahrung: das Leid der Mütter. Durch alles dies ist sein Bewußtsein vom Kriege wirklichkeitsgehärtet und vertieft worden bis zu dem Wort: „Nicht das Glück ist das letzte Ziel des Menschen, sondern seine Vollendung als leiblich-sittliches Wesen. Dazu helfe Euch der Krieg." Aber nichts konnte in ihm jenes ursprüngliche Empfinden ersticken. Noch vor dem Unternehmen gegen Ösel schrieb er, er freue sich darauf wie auf sein erstes Gefecht.

Von der Tragödie „Klaus von Bismarck" ist in den Briefen zuerst am 6. 12. 1912 die Rede. Schon vor dem Februar des nächsten Jahres war dieses Drama vollendet. Wie sich der Dichter die Inszenierung dachte, geht aus einem Brief an Martin hervor, der sich — vergeblich — um eine Aufführung in Darmstadt bemühte:

„Der erste Aufzug verlangt als Szene den Platz vor der Marienkirche in Stendal. Großer, freier Platz, Kirchenterrasse

und Ausſicht auf einen markanten weltlich-gotiſchen Backſteinbau. Dieſer erſte Aufzug iſt auf große maleriſche und perſpektiviſche Wirkung berechnet. Hier bieten ſich für moderne Bühnendekoration ſehr dankbare Aufgaben. Unter anderem ſtellt ein Peſt-Leichenzug große Anforderungen an Ausſtattung. Der ganze erſte Aufzug muß ſchon äußerlich das Bild einer unter dem politiſchen Verfall leidenden, reichen gotiſchen (nordiſche Backſteingotik) Stadt machen, die zudem unter Peſt und Bürgerzwiſt leidet. Als zweite Dekoration iſt ein reiches gotiſches Patrizierhaus (Interieur) nötig; große maleriſche und farbige Wirkung wäre unter Verwendung von Gobelins à la Triſtanteppich im Kloſter Winnhauſen bei Celle zu erreichen. Die dritte Dekoration iſt ein Burgen-Interieur (Schloß Burgſtall), mittelalterlich und reich. Die vierte Dekoration iſt ein Bauernhaus bei Fürſtenwalde. Die Dekorationen müſſen helfen, ein lebenswahres Bild des ausgehenden märkiſchen Mittelalters zu entwerfen, und die Eigenart dieſer norddeutſchen Backſteingotik wüßte ich nicht durch vorhandene Bühnendekorationen wiederzugeben. Die ſtarken und ſtürmiſchen Szenen des Dramas, vor allem die Maſſenſzenen des erſten Akts und die Gildemeiſterſitzung des zweiten verlangen ſtärkſte dekorative Unterſtützung. Auch der Koſtümkünſtler findet große Aufgaben, da faſt alle Stände des ausgehenden Mittelalters in Kampf treten und ſinnfällig lebendig gemacht werden müſſen."

Um Weihnachten 1912 fuhr Walter, einer Einladung folgend, zum zweiten Male nach Retſchke, wo ſich die Beziehungen zur Familie v. Leeſen noch enger knüpften. Sicher hat der warme Anteil, den man dort an ſeiner literariſchen Arbeit nahm, größten Einfluß auf ſeine Schaffensfreude gehabt. Die einzelnen Akte des „Klaus von Bismarck" gingen, wenn ſie vollendet

Auf der Fahrt nach Ösel

Letztes Bild des Dichters, rechts vom Beschauer

waren, nicht nur nach Eisenach, sondern auch nach Retschke. Herr und Frau v. Leesen taten, was in ihrer Macht stand, um für die Werke zu werben. Insbesondere bemühten sie sich, freilich erfolglos, persönlich um eine Annahme des „Lothar" und des „Klaus von Bismarck" am Deutschen Theater in Berlin.

Ostern, also nach etwa einjährigem Aufenthalt, verließ Walter Friedrichsruh und ging nun auf einige Monate nach Berlin, um persönlich für die Durchsetzung seiner Werke tätig zu sein und die dazu nötigen Verbindungen anzuknüpfen. Die „Zwölf Bismarcks" erschienen im Mai bei Otto Janke, etwa einen Monat später im gleichen Verlag der „Klaus von Bismarck", für den Wilhelm Kreis einen schönen Umschlag entworfen hatte. Der Novellenband wurde in zahlreichen Zeitungen lobend besprochen. Dr. Gustav Manz von der Täglichen Rundschau, in der Walter einen Aufsatz über sein Drama veröffentlichte, bat um neue Beiträge und äußerte den Wunsch, im Winter einzelne Novellen aus den „Zwölf Bismarcks" selbst vorzutragen, da er sich davon stärkste Wirkung verspräche. Erich Marcks, der bekannte Bismarckbiograph, schrieb: „Ich habe die Novellen mit wahrer Freude an dieser historisch-dichterischen Art gelesen, deren Feinheit mir Conrad Ferdinands Bild heraufrief; Ihr Drama mit starkem Eindruck!" August Sperl sandte spontan einen anerkennenden Brief. Der Dichter hatte nun nach manchen Enttäuschungen das beglückende Gefühl, daß er im Begriff stand, sich durchzusetzen. Im Mai schrieb er für den Eisenacher Gustav-Adolf-Frauenverein, dessen Vorsitzende unsere Mutter war, ein lustiges Spiel „Die evangelische Frauenrevolte in Löwenberg". In Berlin fiel auch die Entscheidung über die militärische Dienstpflicht. Da sich die wirtschaftliche Lage unserer Familie verschlechtert hatte und wir sogar den Versuch machen mußten,

unſer liebes Urſudomus zu verkaufen, fühlte ſich Walter von einer großen Sorge befreit, als er wegen ſeiner Hand zum Landſturm „abgeſchoben“ wurde.

Ende Juli übernahm er, wie ſchon längere Zeit vorher verabredet worden war, doch noch die Hauslehrerſtelle in Retſchke. Das ſchöne Verhältnis zwiſchen ihm und ſeinem Schüler Joachim von Leeſen kommt in dem Gedicht „Lehrers Abſchied“ zum Ausdruck, das wohl vielen ins Feld gehenden deutſchen Erziehern aus der Seele geſprochen war. Die Zeit in Retſchke, wo ihm ſo viel Freundlichkeit, Intereſſe und Verſtändnis entgegengebracht wurde, war für Walter ſicher eine der glücklichſten ſeines bisherigen Lebens. Mit welcher Herzenswärme man ihn dort umgab, zeigen die Briefe, die ihm die Familie ins Feld ſandte. Im November 1914 ſchrieb ihm die inzwiſchen verſtorbene Freifrau Hedwig v. Leeſen: „Lieber Unkas, Sie ſind auch bei dem Geburtstag dabei! Erſtens, weil Sie ſo ganz zu uns gehören, und zweitens, weil Sie mit Wort, Vers und Lied und durch tauſend liebe Stunden ſo eins mit uns geworden ſind! Ihr Bild ſoll in unſerm Kreis nicht fehlen, und ſo ſind Sie bei uns und müſſen unſre Liebe und Freundſchaft fühlen. . . . Nicht wahr, da Retſchke auch ein Stückchen Heimat für Sie iſt und immer, immer für Sie ſein ſoll, ſo ſind Sie auch für unſre Oſtmark ein halber, nein — das iſt zu unbeſcheiden — ein Viertel Heimatdichter! Es darf keiner in Ihrem Zimmer wohnen! Zum Geburtstag nicht und zur Jagd nicht! Es iſt Ihre Stube, Ihr lieber Poetenwinkel, und da dürfen mir keine anderen Menſchen hinein, nicht liebe und nicht gleichgültige.“ Das Weſen dieſer Frau ſpricht ſich auch in den Briefen an unſere Mutter aus: „Wäre es nicht ein köſtliches Geſchenk für unſer liebes, erwachendes deutſches Volk, wenn ihm außer anderen zu erhoffenden Friedens-

gaben ein großer, echt deutſcher, wahrer Dichter geſchenkt würde! Wenn das ganze deutſche Volk klar erkannt hat, was ihm durch das Dichten und Schaffen unſeres lieben Dichters gegeben wird, und wenn es dankbar dieſes Geſchenk empfindet, dann, dann drücke ich Sie, glaube ich, halb tot vor Freude! — Liebe, liebe Frau Flex, in Ihrer reichen Mütterlichkeit, in Ihrer Freude an allem Großen und Schönen, mit Ihrer überquellenden Herzlichkeit ſind Sie mir ein ſeltener, ein geliebter Menſch geworden, und ich möchte alles, alles Böſe und jegliches Schwere von Ihnen fernhalten können mit liebenden, ſchützenden Händen." (8. 12. 14)

Wenn ſich die Dämmerung über Frankreichs Erde ſenkte, gingen Walters Gedanken in jene lichte, ſo nahe und doch ſo ferne Retſchker Zeit zurück:

Des Himmels Roſenwunder blühen
im See, von Waſſern feucht umſchäumt,
es brennt in tiefem, tiefem Glühen
die fernſte Wolke lichtbeſäumt.

Und heller ſchimmern deine Birken
bei jedem Wort, das fromm erwacht,
und immer tiefre Roſen wirken
des Herrgotts Engel in die Nacht.

Ich möchte deine Hand erfaſſen,
und auch die deine öffnet ſich,
da wirft der Mondgott ſeine blaſſen
Grabroſen zwiſchen dich und mich.

Verſe und Briefe zwiſchen Toten! — Aber noch beſonnt der Friede die Heimat, noch lebt der Dichter, voll von Hoffnungen und Plänen, im Kreiſe lieber Menſchen.

Alle Kräfte wurden nun daran gesetzt, eine Aufführung des „Klaus von Bismarck“ zu erreichen. Im September ging folgender hocherfreulicher Brief ein: „Sehr geehrter Herr Doktor! Wäre es Ihnen möglich, vielleicht gelegentlich nach Koburg zu kommen, sich eine Schauspielvorstellung anzusehen, um die Künstler kennenzulernen und mit mir die Besetzung der Uraufführung besprechen zu können? Da ich viele Bühnenleiter einlade und die Uraufführung doch eine glänzende Sache werden soll, so ist's angenehmer, die Rollen werden so verkörpert, wie Sie es sich dachten. Seine Kgl. Hoheit der Herzog hat Ihr Werk auch mit großem Interesse gelesen und wird der Uraufführung beiwohnen. Viele freundliche Grüße! In ausgezeichneter Hochachtung Ihr sehr ergebener Wilhelm v. Holthoff.“ Im November fuhr der Dichter nach Koburg, um die Einstudierung zu überwachen. Bei der schönen, unvergeßlichen Uraufführung, die Ende 1913 stattfand, waren die Eltern, wir Brüder, Herr und Frau v. Leesen, Hans Herding und manche Freunde anwesend. Das Drama hatte eine sehr starke Wirkung und wurde von der Kritik günstig besprochen. An den Koburger Erfolg schlossen sich rasch nacheinander Aufführungen in Meiningen, Eisenach, Gotha, Hannover, Oldenburg und anderen Städten an.

Im Frühjahr 1914 entstand die Erzählung „Klaus Bismarck“, die im Quell-Verlag, Stuttgart, erschien. Sie gibt das Drama in epischer Form wieder, zeigt aber einige Abweichungen von diesem. Insbesondere wurde bei der Gestaltung des Schlusses in gewisser Weise auf einen Gedanken zurückgegriffen, der schon bei Schaffung des Dramas in Erwägung gezogen worden war: „Der Schlußakt war ursprünglich etwas erweitert geplant. Ich wollte noch einen Halbakt vorausschicken, der völlig nach Analogie der Eingangsszene des Dramas gebaut sein sollte: Stendal vor

St. Marien in gespannter Erwartung des großen Kirchenbannes, der über Klaus ausgesprochen werden soll. Nur die Stimmung eine ganz andere als im ersten Akt. Aber diese Szene ist dramatisch schwer wirksam zu machen bei der notwendigen trotzigen Resignation des Kanzlers. . . . Auch rein technisch ist wohl der schwere, ruhige Ausklang nach dem stürmischen vierten Akt das Beste. Aber poetisch bot die geplante Szene vor St. Marien manche Möglichkeit, auf die ich schwer verzichtete." (1. 2. 13)

Bismarcks hundertster Geburtstag warf seine Schatten voraus. Man bat Walter um Beiträge für das „Bismarckjahr", und der Westermannsche Verlag fragte bei ihm an, ob er ein Lebensbild Otto von Bismarcks schreiben wolle. Es wurde begonnen, aber nicht vollendet. Bald galt es nicht mehr, Bismarcks Leben dem Volke zu erzählen, sondern sein Werk mit der Waffe zu verteidigen.

Drei Monate vor der Weltenwende schrieb der Dichter „Das Blut der Almuth Petrus". Zu den dem Untergang geweihten Männern spricht der Prädikant: „Gott sieht den Tod anders als wir. Wir sehen ihn als finstere Mauer, Gott sieht ihn als ein Tor. Er will, daß wir dies Tor mit unserm Blut wie mit Rosen bekränzen. Sein Wille geschehe!" Die herzaufwühlende Handlung dieser Erzählung spielt im Dreißigjährigen Kriege. — Ein anderer Krieg brach über Deutschland herein.

Kriegsjahre

Ich bin nicht mehr ich ſelbſt. Ich war.
Ich bin ein Glied der heil'gen Schar,
die ſich dir opfert, Vaterland!

Die Zeit der blutgetränkten Tage war da, die Zeit, da Gott Menſchen dichtete in Deutſchland. Alles, was von Natur in Walter angelegt, durch Erziehung in ihm entwickelt und als Weltanſchauung von ihm erarbeitet worden war, bildete den Brennſtoff, in den aus dem Gewitterhimmel der Geſchichte der Blitz des Kriegsausbruchs zündend niederfuhr. Steil ſtieg aus dem ungeheueren Erlebnis die Flamme hinopfernder Vaterlandsliebe empor. In dieſer Glut verſchmolzen Fühlen, Denken, Dichten und Handeln ganz in eins. Die der Tragik zugrunde liegende Idee, daß das Ich ſeine Vollendung nur im Dienſt am Du findet, wurde gelebtes Leben und durch den Tod beſiegelt. Keinen Augenblick mehr hielt es ihn in dem Retſchker Herrenhaus. Allmächtig zog es ihn zu ſeinen grauen Brüdern im Schützengraben. Er meldete ſich ſofort bei der Infanterie in Liſſa als Kriegsfreiwilliger und tat alles, um trotz ſeiner kranken Hand angenommen zu werden. Es gelang ihm. „Hier in Rawitſch bin ich nun glücklich als tauglich beim Erſatz-Bataillon des 3. Niederſchleſiſchen Infanterieregiments 50 ausgemuſtert worden und warte auf den Befehl zur Einkleidung, der hoffentlich nicht mehr lange warten läßt.“ Auch Martin und Otto gingen ins Feld, erſterer als Reſerveoffizier, letzterer als aktiver Leutnant. Von einfluß-

reicher Seite wurde der Versuch gemacht, Walters Verwendung an der Front zu verhindern, weil man glaubte, er könne mit seinen Gaben dem Volke an anderer Stelle mehr nützen. Hierüber schreibt die Mutter am 11. August 1914:

„Geliebter Walter! Ich muß meiner vorhin abgesandten Karte noch ein Wort nachschicken. Sorge Dich nicht wegen der Schrift. Ich bin gesund und tapfer, und nichts ist bisher, Gott sei Dank, passiert. Bloß die Hand gehorcht nicht recht. Wie danke ich Dir, daß Du in unsrer Gruft warst. Wie stolz würden meine lieben Eltern und Tante Helene auf Dich und Deine Brüder sein. Aber sie wissen's ja, es ist derselbe Geist, dasselbe wunderbare, heilige Volk, wie Du sagst. Ach, Dein Gedicht ‚Das Volk in Eisen', mein Walter! Wie viele haben mir schon deshalb die Hand gedrückt! Du schreibst, daß Dir das Warten schwer wird und daß Du so gern die Gewißheit hättest, daß Du mitdarfst. Ja, das ist echt deutsch. Ein höheres Lob gibt es in der Welt nicht. ‚Keiner ist zu gut, zu wertvoll', hat Theodor Körner gesagt. Ich möchte Dir nun offen mitteilen, daß ich den Eindruck habe, daß X. in ihrer großen Liebe und Bewunderung für Dich vielleicht Beziehungen benützen, damit Du nicht genommen wirst. Ich schließe das daraus, daß Frau X. mir zuerst von einem General erzählte, der sich für eine Stelle für Dich umsehen wolle, wohl als Kriegsberichterstatter, und daß das doch auch für mich eine große Beruhigung sein würde. Als dann Deine Nachricht von der Infanteriegestellung in Rawitsch kam, glaubten wir, sie hätten Dich wegen der Kurzsichtigkeit lieber zur Infanterie genommen. Als ich das gestern Frau X. sagte, meinte sie: Ach nein, das glaube sie nicht, ihr Mann habe ihr auch schon darüber geschrieben. Sie glaube, Du würdest überhaupt nicht genommen werden. Liebster, Du weißt, daß ich Dich unbeschreiblich lieb

habe und daß ich bewundernd und demütig stolz vor der Dichtergabe stehe, die Dir der liebe Gott verliehen hat. Aber ich will nicht, daß Du gegen Deinen Willen von diesem heiligen Krieg zurückgehalten wirst durch Connexionen und Beeinflussungen, mögen sie auch der lautersten Quelle entstammen. Deshalb schrieb ich Dir das Alles. Gott mir Dir!"

Was dieser Brief die Schreiberin gekostet hat, wird eine Mutter ermessen. Unwillkürlich denkt man an das Wort der Margarete Bismarck an ihren Sohn: „In allem sollst du wach und klar entscheiden."

Die Erlebnisse während der kurzen Ausbildungszeit sind zum Teil in den „Wolf Eschenlohr" verwoben. Mit zwei anderen seiner Kompanie wurde Walter bestimmt, die Hand auf die Fahne zu legen, als die Kriegsfreiwilligen dem König von Preußen den Fahneneid schwuren. Am 6. September fiel Otto an der Westfront. Ende September rückten die Rawitscher Freiwilligen nach Frankreich aus. Von den Erlebnissen in der ersten Zeit des Krieges erzählt nachstehende Niederschrift des Dichters:

„Sind das wirklich erst vier Wochen her, seit wir Kriegsfreiwilligen, den feldgrauen Rock und die Waffen mit Rosen übersät, aus Rawitsch auszogen? Wir glaubten schon damals, als wir Mitte August zur Ausbildung in die Kaserne einrückten, einen Umschwung aller Verhältnisse zu erleben, und sind doch nun erst in eine andere Welt eingetaucht, aus der wir nur in Träumen und nächtlichen Selbstgesprächen den Weg zu den lieben Gewohnheiten und Erlebnissen der alten Tage zurückfinden. Nur der Wille und die Liebe, die uns in jener verschollenen Welt des Friedens umschlossen und antrieben, sind sich gleich geblieben und erfüllen uns hier wie dort mit geruhig strömender Kraft. Und diese Kraft haben wir nötig. Wir haben,

seit wir im Felde liegen, weder Tisch noch Bett gesehen und die Kleider höchstens einmal zu eiligem Wäschewechsel vom Leibe bekommen. Wir freuen uns, wenn wir einmal eine Nacht statt im erdkalten Schützengraben oder auf regennassem Felde auf dem Heuboden einer von Granaten halb abgedeckten Scheune zubringen können. Man findet nichts dabei, wenn man nachts auf Horchpatrouille den von der Feldküche herangeschafften Erbsbrei aus einem tagelang nicht gesäuberten Kochgeschirr ohne Löffel und Gabel mit zwei wildfremden, polnisch redenden Musketieren abwechselnd schlürfend zu sich nimmt. Ist es uns, die wir sonst Studenten, Oberlehrer, Juristen oder Gott weiß was gewesen sind, nicht einmal sonderbar und possierlich erschienen, in der Kaserne mit Besen und Schrubbbürste zu hantieren und zu 30 Mann in einem Raum zu schlafen? Nun sind doch andere Dinge zu Selbstverständlichkeiten geworden, erst jetzt sind wir völlig in die an Pflichten und Rechten unterschiedslose Masse eingeschmolzen, die unter dem ehernen Gesetz der Disziplin und des Selbsterhaltungstriebes ihre nüchterne und in allem Schmutz, Schweiß und Blut heilige Pflicht tut. Die Strapazen sind größer, als wir gedacht, aber auch Spannkraft und Leistungsfähigkeit sind selbsttätig gewachsen. Und eins haben mir diese wenigen, an Strapazen und Gefahren nicht einmal überreichen Tage doch schon gebracht, das ersehnte Wissen vom Wesen des Krieges. Die einfache Wahrheit vom Kriege ist diese: Er macht die Starken stärker, und die Schwachen macht er armselig. Es gilt von ihm das Bibelwort: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird genommen . . . Wo sonst Liebe sacht und fromm rann, strömt sie jetzt allmächtig aus dem tiefsten Quell des Lebens. Wo ein Gottesbewußtsein ruhig durch die Tiefen der Seele schwang, tönt es jetzt als Glocke über allem Lärm des

Tages, und die freudige und tätige Luſt am Volksganzen iſt zur beherrſchenden Triebkraft unſeres Lebens geworden. Dieſe feſt in ſich verankerte Dreieinigkeit von Liebe, Gläubigkeit und Hingabe an unſer wehrhaftes und wahrhaftes Volk iſt die Gnadengabe, die wir durch die Tage und Nächte des Weltbrands tragen und in deren Beſitz wir getroſt ſind. Hier ein paar Bilder aus den ſchweren und den leuchtenden Stunden, die ſolche Gewißheit weckten und feſtigten:

Die Liebe, die unſer deutſches Volk für ſeine Feldgrauen im opferfreudigen Herzen trägt, umrauſchte nun auch uns Kriegsfreiwillige, als wir auf der langerſehnten Ausfahrt nach Weſten durch Poſen, Sachſen, Bayern, Württemberg, Pfalz, Baden, Rheinland und Deutſchlothringen zogen. Auf faſt allen Bahnhöfen winkende und zujubelnde Mengen, aus den Tiefen der Dörfer und Großſtadtſtraßen, der Fabriken und Felder, an denen und über denen wir dahinfuhren, Grüßen und Tücherſchwenken. Ein unaufhörliches Zureichen von Erfriſchungen, Zigarren, Poſtkarten, Blumen, Schokolade und Kaffee. All der Jubel erweckte in den meiſt blutjungen Herzen einen immer höher aufwallenden Rauſch, in deſſen leichten Wogen der furchtbare Ernſt der Zeit und Fahrt faſt unterzugehen ſchien. Und doch lag auch in dieſer oft übermütigen Verbrüderung mit Volksgenoſſen aus allen Gauen des Reiches etwas Rührendes: man glaubte fühlbar zu empfinden, wie unſer großes Volk zu einer von ſtarken Liebesbanden zuſammengeſchweißten Familie wurde. Und dieſe leichte, freundliche Liebesflut, die da über uns hinging, tat wohl nach dem ernſten Abſchied von Blutsverwandten und Herzensfreunden, durch deren feſten Händedruck man doch das Beben der Herzen zittern fühlte. Je näher man der Grenze kam, deſto mehr glaubte man zu ſpüren, daß die Geſichter und Grüße ernſter und inner-

licher wurden. Die Bilder, die wir zu Beginn unſerer achtzigſtündigen Bahnfahrt an der Oſtgrenze in uns aufgenommen hatten, wiederholten ſich: Drahthinderniſſe und friſchausgehobene Schützengräben längs der Bahnſtrecke, verſtärkte Brücken- und Bahnwachen durch Landſturmleute, Züge mit Verwundeten und Reſervetruppen, die von und nach der Front eilten. Im Gelände um Metz ſuchte und fand das Auge die zahlreichen Soldatengräber von 1870. Als wir aus Metz fuhren, war die Nacht hereingebrochen. Über Himmel und Erde und über unſeren eilenden Zug dahin wanderte der milchweiße Lichtkegel wachſamer Scheinwerfer. Zwiſchen Metz und Conflans ging es über die Grenze. Und hier in dieſem ernſten und großen Augenblick durften wir etwas wie eine wunderſame himmliſche Verheißung ſehen, die dem Beginn unſerer Kriegsfahrt eine tief und dankbar empfundene Weihe gab. Eine raſche Kurve der Bahn gab plötzlich unſeren Augen den Blick auf den faſt völligen Mond frei, der die Waldhöhen der Grenzlandſchaft mit ſeinem weichen Licht überſchüttete. Um den Mond war leichtes Gewölk, ein heller, flockiger Luftſchaum, geſammelt, und in dieſem Gewölk ſtand wie ein Gottesdiadem ein in vollen und reinen Farben ſtrahlender Mondregenbogen. Dieſes nie gekoſtete märchenhaft-ſchöne Bild erregte die Herzen mit wunderſamem Schauer. Erinnerungen an Schillers Tell brannten im tiefſten Blute auf, und was der Dichter die wehrhaften Volksgenoſſen in ſeiner Rütliſzene erleben läßt, empfanden wir nun als Wirklichkeit. Klingende Verſe aus dem Hohenlied der Vaterlandsliebe wachten im Herzen auf, und die Lippe raunte ſie leiſe nach. Wenige Minuten nur, und die zauberiſche Erſcheinung war verſchwunden, aber in der Seele leuchtete helle und freudige Zuverſicht nach.

Nicht lange danach wurden wir in mondſtiller Stunde in

Conflans-Jarny ausgeladen und traten den Marsch zur Quartiersuche in die Stadt an. Auf französischem Boden! Ein eigentümliches Gefühl, in dem der Hauch ferner und naher Abenteuer schauerte, überkam wohl uns alle. Unwillkürlich witterte man mit angespannten Sinnen umher. Über dem von Einwohnern verlassenen und von Truppen überfüllten Grenzort lag ein übler Brodem verdorbener Luft. Die schon im Frieden für deutsche Augen ärgerliche Unsauberkeit französischer Ortschaften hatte der Krieg auf seine Art vermehrt. Mit Mühe fanden wir nach langem Hin und Her in verlassenen Dragonerbaracken ein frostiges Unterkommen für den Rest der Nacht.

Am andern Morgen traten wir zum Ausmarsch an, unser an der Front stehendes Regiment zu suchen. Auf dem Bahnhofsvorplatz, auf dem die Kompanie antrat, und wo wir ein paar Stunden auf genauere Marschordre warteten, drängten sich Bagagekolonnen, Kantinenwagen und Radfahrer. Mit der ‚Wacht am Rhein' zogen wir dann durch die truppenüberfüllte Stadt hinaus, vorüber an neugierig spähenden oder mit finsterem Ingrimm blickenden Einwohnern. Die in Gruppen herumstehenden Feldsoldaten besahen sich hier wie überall auf dem zweitägigen Anmarsch mit behaglichem Spott unsre funkelnagelneuen und blitzsauberen Uniformen und glossierten unsern Gesang durch die immer gleichen Zurufe. Dasselbe Bild wiederholte sich in allen Ortschaften, durch die wir zogen, und die meist mit Artillerie überfüllt waren. Auf den freien Höhen arbeiteten Pioniere an Laufgräben und Drahthindernissen. Rechts vom Wege sahen wir den ersten toten Gaul. Ein grauer Klumpen, lag er in einer Bodensenke und streckte die steifen Beine starr in die trübe Luft des Herbstmorgens. Verstreute Uniformstücke kennzeichneten die Heerstraße. Bei einem Halt auf der Höhe unter einer einzelnen

Eiche und bei einem Heiligenbild die ersten frischen Soldatengräber mit ihren rohen Holzkreuzen und dem Schmuck verrosteter Waffen und Granathülsen. Ein paar Marschstunden weiter, in einem Dorfe, ein leichter Leiterwagen mit dem ersten gefangenen Franzosen. Verfroren und ängstlich hockte das Männchen auf seinem feuchten Bund Stroh und fuhr seinem ungewissen Schicksal entgegen. In Voël hielten wir Nachtrast auf einem Heuboden, in dessen Dach eine Granate ein mächtiges Loch gerissen hatte. Durch die weite Öffnung schauerte die kalte Herbstluft in Schwaden über die Schläfer hin. Trotzdem schliefen wir dankbar und ungewiegt. Der Fünfundzwanzigkilometermarsch in voller Ausrüstung hatte doch aus den durch sechswöchige Ausbildung nur halb ausgebackenen Soldaten das Letzte an Kraft herausgeholt, und die Zahl derer, die sich Blasen gelaufen und wund gescheuert hatten, war nicht gering. Vor dem Schlafengehen hielt ich am offenen Kamin in einem von Soldaten überfüllten Häuschen, wo ich Wasser holte, mit drei redseligen und fragelustigen Französinnen ein Plauderstündchen. Sie wollten wissen, wer an dem Kriege schuld sei, wie lange der Krieg dauern werde, ob sie deutsch werden würden, ob die Russen in Deutschland wären? Sie würden ganz gern deutsch sein, nur Frieden, Frieden! Quel malheur pour nous, pour vous! Viel Zutrauen auf die eigene Armee verriet die Frage, wann wir in Paris sein würden, nicht. Es schien auch ihnen wohl das ersehnte Ziel, das sichere Ende. Geschwätzig und geschäftig brachten sie ein Pappkästchen mit vielen Granatsplittern herbei, die sie aus dem Dachgebälk ihres Häuschens herausgeklaubt hatten. Ob es deutsche oder französische Geschosse seien? ‚Dieu le sait, madame!'

‚Oui, oui, monsieur, dieu le sait.' Der Gesprächsstoff war erschöpft. Ich ging schlaftrunken aus der räucherigen Stube zum

Schlaf ins Heu. Die Weiber gaben mir bis zur Haustür das Geleite und überſchütteten mich mit ſo viel Segenswünſchen, wie ich ſie kaum auf den achtzig Reiſeſtunden durch Deutſchland geſammelt hatte. Alles aus Freude, einmal franzöſiſch mit einem deutſchen Soldaten haben ſprechen zu können ſtatt der ewigen Zeichenſprache: Gib und nimm!

Im Feldlazarett zu V. lag auch der verwundete Oberſt unſeres Regiments. Wir bekamen ihn nicht zu ſehen. Aber die Rieſenverluſte unſeres Regiments waren bekannt. Wo wir — Achſelklappen umgedreht und die Regimentsnummer aus dem Helmüberzug gelöſt — auf Zuruf unſere Namen riefen, taten wir's gern und mit dem Gefühl eines Stolzes, wie ihn wohl ein Sohn aus guter Familie hat, der ſich unter Fremden vorſtellt und der Geltung ſeines Namens bewußt iſt. Die 50er hatten nach dem blutigen Tag von Ethe nicht umſonſt die Ehrenwache beim Kaiſer gehabt!

Am andern Morgen ging's weiter. Der zweite Tag war trotz ſeiner verhältnismäßig geringen Strapazen noch anſtrengender als der erſte. Aber wenn gefundene Hufeiſen Glück bedeuten, ſo war für unſere Zukunft geſorgt. Die Straße war mit loſen Eiſen beſät. Die Anzeichen mehrten ſich, daß wir in die Gefechtslinie der Truppen kamen. Unweit des Marſchziels ſtießen wir auf feuernde ſchwere Artillerie in gedeckter Stellung, deren Feuerwirkung durch einen aufgelaſſenen Feſſelballon beobachtet wurde. Das gelbbraune Ungetüm ſtieg eben ſchwer und behäbig vor unſeren Augen in die Höhe.

Zuletzt ging's, Meldereiter voraus, unter Vermeidung der von feindlicher Artillerie bedrohten Straße im Zickzack bergauf-bergab durch herrlichen Laubwald nach Dompierre. Wir waren kaum auf der Dorfſtraße angetreten, um den Kompanien des Regi-

ments zugeteilt zu werden, als jaulend und ſauſend über unſere Köpfe drei franzöſiſche Granaten hinwegfuhren und jenſeits des Dorfes in die Kartoffeläcker ſchlugen. ‚In die Häuſer!‘ ertönte ein raſches Kommando, und wir überfüllten alsbald die nächſten Hütten, deren offene Feuerſtellen von Artilleriſten umlagert waren. Kurz darauf erfolgte die Zuteilung an die Kompanien, und nach eiliger Abſpeiſung an der Hungerabwehr- oder Gulaſch-Kanone getauften Feldküche wurden wir in die Feuerſtellung des zweiten Bataillons auf die Waldhöhen oberhalb des Dorfes geführt. Wegen der Beſchießung der Anmarſchſtraße durch die Franzoſen machte ſich ein längerer Umweg unter Deckung gegen Sicht nötig. Die von tauſend Nagelſtiefeln zerſtampften und von ungezählten Wagen- und Geſchützrädern zerpflügten Feld- und Waldwege liefen über enzianüberblühte Stoppeln und farbenhellen Laubwald tiefer und tiefer in das Dunkel des Abends.

Hinter Schützengräben lag in einer mit Beuteſtücken aus den nächſten Dörfern möblierten Erdhütte der Bataillonsſtab. Mit Staunen ſah ich den mir bekannten Hauptmann K. ſich mitten im Wald von einem roten Plüſchſeſſel zur Begrüßung der ihm zugeteilten Kriegsfreiwilligen erheben. Er fand für jeden ein paar herzliche und humorvolle Worte und beglückwünſchte uns, daß wir gleich mitten in den Ernſt des Krieges hineinkämen. Raſch wurden wir ſodann in völliger Dunkelheit nach den Schützengräben vorgeführt und einzeln in die bereits von 2—3 Mann belegten ſchützenden Erdgruben verteilt. Unverſehens ſtak auch ich in der nächtlichen Tiefe, und der vorſichtig mit der Hand von den Schießluken abgeblendete Schein meiner elektriſchen Taſchenlampe vermittelte eine erſte flüchtige Bekanntſchaft mit zwei ſtruppbärtigen und erdfarben gewordenen Kameraden. Zu leiſe geraunten Erzählungen aus der Heimat orgelten die franzöſiſchen

Aufnahme von Hubert Koch, Etz bei Pinneberg

Das Gartenhäuschen, in dem Walter Flex nach seinem Tode aufgebahrt lag

Batterien aus den nahen Waldschluchten über dem Maastal den Nachtsegen.

Andern Morgens übersahen wir das zu weiter und heller Schau gebreitete Gelände; Waldhöhen und Waldtiefen prangten im vollen, sattbunten Herbstschmuck. In den Talsenken wallte weißer, milchiger Dunst, der sich über den fernen blauen Höhen zu durchsichtigem Hauch verflüchtigte. Unter uns das Maastal, aus dem sich ein vielzersetzter mächtiger Sandhaufen, Fort Troyon, abhob.

Allmählich kam Leben in den kühlen Herbstmorgen. Aus den Schützengräben hervor krochen erdfarbene Höhlenbewohner, die Kameraden, und vertraten sich mit oder ohne Morgenzigarette die steifgefrorenen Beine. Durch die blaue, sonnenduftige Luft schwammen Altweibersommerfäden, und aus den Höhen kam ein schwellendes und ebbendes Surren. Ein feindlicher Flieger zog in ruhigem, schönem Fluge über unsere Häupter. Kaum hatten wir ihn gesichtet, als auch schon aus den hinter uns im Wald eingegrabenen deutschen Batterien die ersten Willkommengrüße zu dem geflügelten Gegner empordonnerten. Zugleich erschienen am blauen Himmel die weißen Schrapnellwölkchen, die hellblendend aufpufften, standen und zerflossen. In sauberer Zickzackreihe begleiteten sie die steigende und fallende Kurve des Fliegers, der sich in immer größere Höhen emporschraubte und sich endlich, immer dichter von den weißen Lufthunden umstellt, zum Rückflug ins Maastal entschloß.

Bald danach surrten auch unsere Flieger in kecken Erkundungsflügen über die von feindlichen Batterien und Infanterie gefüllten Wälder. Die Sonnenstrahlen gingen schräg über die Waldblöße vor unseren Gräben, und wir sahen über den taufeuchten Gräsern steil und grell die Bajonette gefallener Fran-

zoſen aufblitzen. Zwiſchen unſerer feſten Stellung und der des Feindes lagen nur wenige hundert Meter, und die Bergung ihrer auf nächtlichen Patrouillengängen erſchoſſenen Kameraden mochte den ſchwarz- und weißhäutigen Herren gegenüber zu gefahrvoll erſcheinen.

Lange Zeit zu friedſamem und beſchaulichem Auskoſten des lichten Morgens wurde uns nicht gelaſſen. Die Artillerien auf beiden Seiten begannen die tägliche Morgenausſprache. Es währte nicht lange, da ſuchte eine franzöſiſche Eſelsbatterie, die uns ſeitdem zu einer berüchtigten Bekannten geworden iſt, mit Granaten den Waldſaum ab, an dem wir verſchanzt lagen. Die Geſchoſſe fuhren gurgelnd daher, wirbelnde Luftſchleppen hinter ſich herreißend. Dicht in unſerem Rücken antwortete das jähe Aufjaulen unſerer leichten Batterie, und aus weiterer Ferne dröhnten und donnerten unſere ſchweren Geſchütze, deren Geſchoßbahnen das Ohr minutenlang verfolgen konnte. Das Dahinfahren dieſer großen Brummer hörte ſich ähnlich an wie das näherkommende Sauſen einer elektriſchen Hochbahn. Vor uns, die wir wie die Kaninchen in unſere Löcher geſchlüpft waren, wühlten die Geſchoſſe die Erde auf, uns mit Steinen und Sprengſtücken überſchüttend. In den Bäumen hinter uns ſplitterten und krachten die einſchlagenden und krepierenden Granaten. Daß unſere Erdbauten trotz der klobigen Holzbalken und dicken Erdauflage gegen Volltreffer keinen Schutz boten, mußte ſchon in den erſten Tagen einer der Kriegsfreiwilligen am eigenen Leibe erfahren; das ſplitternde Balkengerippe brach über ihm zuſammen, und er mußte mit ſchweren Quetſchungen und inneren Zerreißungen aus der Feuerlinie geſchafft werden. Einem anderen zerfetzten die Granatſplitter den Rücken. Ein Dritter fiel auf nächtlichem Patrouillengang. Das waren unſere erſten Verluſte.

Seit dem kriegeriſchen Auftakt des erſten Tages vor dem Feinde beherrſchte unſer Leben ein regelmäßiger Wechſel. Je drei Tage und Nächte lagen wir im Schützengraben vor dem Feind, je drei Tage und Nächte auf Ablöſung in den Heuböden von Dompierre.

Allmählich lebten wir uns in die verſchiedenen Geräuſche ein und lernten das Woher und Wohin des Dröhnens und Krachens um uns her unterſcheiden. Wir gruben uns ſelbſt unter kundiger Leitung und kameradſchaftlicher Hilfe der alten Feldſoldaten ein und teilten mit ihnen Arbeits- und Wachdienſt. Die Vorderſtützen meines eigenen Grabens bildeten zwei franzöſiſche Gewehre, und vor dem Eingang der mit Laubäſten maskierten Grube ſtellte ich zwei in der Nähe eingeſchlagene Granathülſen — ſogenannte Blindgänger — mit rotgelben Eichenlaubbüſcheln gefüllt als Blumenvaſen auf. In den ſtrohgepolſterten Erdhöhlen lernte man nach den erſten durchfrorenen und durchwachten Nächten die ſpärlichen Schlafſtunden zwiſchen Wachdienſt und Patrouillengängen durch traumloſen Schlaf auskoſten. Einige hundert Schritt rechts von mir hatte ein Beobachtungsoffizier von der Artillerie ſeinen Unterſchlupf. Sein Graben ging unmittelbar in den Grabhügel eines gefallenen Unteroffiziers über. Seite an Seite ſchliefen beide des Nachts, der eine durch wachſame Schießluken mit der feindlichen Welt verbunden und jeden Augenblick bereit, durch ein Wort in ſein Feldtelephon die Mordhebel unſerer Batterien in Bewegung zu ſetzen, der andere traumlos nach vollbrachter Pflicht unter der Ehrenlaſt eroberter Feindeserde und erbeuteter Waffen; der Lebendige das ſchwarze Kreuz von Eiſen in den verſchoſſenen feldgrauen Rock eingeknöpft, und der andere das roſenkranzbehängte Holzkreuz zu Häupten.

Nachts knatterten rechts und links franzöſiſche Gewehrſalven

und Maſchinengewehre gegen die Stellungen der Unſern, die das nervöſe Feuer des unſichtbaren Gegners ſelten einer Antwort würdigten. Abirrende Kugeln und Querſchläger fegten durch das Geäſt.

Unvergeßliche Stunden erlebten wir hier auf der herbſtkühlen Höhe der Côte Lorraine. Einen ganzen Tag über, der ſchön wie ein Märchen war, ſtand ich mit geringen Unterbrechungen als Dauerpoſten mit dem Gewehr im Arm unter einer breitäſtigen Buche und ſchaute in den Wechſel der Lichter und Farben hinaus. Ich ſah in der Frühe unter ſchaumigem Sonnenduft die Blauſchatten der Baumgruppen ſich verkürzen, ſah die Sonne den Reif von der Waldwieſe trinken und des Abends rote Straßen über das ſilberbeſponnene Feld zum Feinde hinüberbauen, ſah roſtrote Brandwolken düſterglimmend den violetten Dunſt über dem Maastal aufdunkeln und die Waldtiefen in grauſchwarze Nacht verſinken, aus der ſie das Mondlicht nach Stunden oder das grellblendende Licht der Scheinwerfer in unregelmäßigen Pauſen wieder hervorgrub. Schwärme von Sternſchnuppen zuckten durch das Dunkel, jeder Lichtfunken einen Wunſch aus tiefſtem Herzen reißend: Deutſchland! Käuze ſchrien aus den nächtlichen Wäldern ihr ‚Komm mit! komm mit! Zur Ruh —‘. Oder waren's Franzoſen, die den Vogelruf als Verſtändigungszeichen auf nächtlichen Patrouillengängen nachahmen ſollten? Roter Brandſchein und Funken aus den Eſſen nachtverſchütteter Dörfer in Wald und Tal glommen auf und verglommen.

Schöne ſchweigſame Kunſt des Denkens! Dir eignet der tiefſte Ernſt und die geringſte Eitelkeit unter allen Künſten. Du weiteſt die dunklen Nächte zu hellen Tempeln des heiligen und fühlbar lebendigen Gottes. Du biſt das nahrhafte Brot der Seele, von dem wir Unſterblichkeit eſſen. Du haſt mich tiefſtes Leben

kosten lassen in mond- und sternlosem Dunkel, wenn ich als Horchpatrouille — die äußeren Sinne in angespanntem Lauscherdienst der feindlichen Umwelt hingegeben — vor unserem Drahtverhau auf offenem Felde lag. Bis dann plötzlich die unruhig schlummernde Welt jäh durch knatterndes Feuer aus dem Schlafe geschreckt wurde, Scheinwerfer und Leuchtkugeln weit- und weißbrandende Lichthelle durch das Dunkel schütteten und die ganze, nachtverhohlene Postenlinie der Kameraden mit den scharfen Silhouetten stehender, kniender und kauernder Horcher und Wächter in Graumantel und Pickelhaube verräterisch aufhellten und wir, platt an die Erde gedrückt, die wandernden Lichtkegel und die sausende Flut der kleinen, giftig pfeifenden Geschosse über uns hingehen ließen. Plötzlich ein scharfes, klirrendes und keifendes Kreischen über unseren Häupten, fremde Laute, mit denen unsere aufgeschreckten Sinne nichts anzufangen wissen, bis wir inne werden, daß ein Heerzug wandernder Wildgänse über uns dahinrauscht, jetzt grau-weiß im blendenden Licht der Scheinwerfer auftauchend, jetzt wieder vom nächtlichen Dunkel zwischen Himmel und Wald eingeschluckt. Und wieder nur das Gewehrgeknatter, das sich anhört, als kämen in nahen Steinbrüchen mächtige Geröllmassen schütternd und polternd ins Rutschen. Und endlich wieder tiefe Stille, nur dann und wann noch von einem scharfen, peitschenähnlichen Knall durchschnitten. Kommt nicht ein Stöhnen aus den Waldgründen der Nähe und Ferne? Oder raunt nur der Herbstwind in den aus dem Schlummer geschreckten Wäldern?

Ein anderes Bild, bei dessen Wiederauftauchen mir immer ein fröhliches Lachen kommen wird! Nach einer lichtlosen Neumondnacht, in der wir auf Posten aus dem roten Aufblitzen, das dem Schall der feuernden Batterien vorauseilt, Richtung und Stel-

lung der feindlichen Geſchütze feſtzuſtellen hatten, brach ein fahler Nebelmorgen an. Plötzlich richtete ſich eine Reihe Ferngläſer nach dem gegenüberliegenden Waldrand, dem graugrünen Schild der Feinde. Musketiere, Unteroffiziere und Beobachtungsoffiziere ſammelten ſich in Gruppen, ihre Beobachtungen mit wachſendem Eifer austauſchend. Jetzt ſah auch ich durch das Glas das fremdartige Ziel der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Am Waldrand drüben war ein feindlicher Poſten aufgezogen. Und was für einer! War es endlich gelungen, die Anweſenheit indiſcher Hilfstruppen beim Gegner feſtzuſtellen? Es ſchien wahrhaftig ſo. Weißſchimmernd hob ſich etwas wie ein exotiſches Phantaſiekoſtüm vom nebelverhangenen Unterholz ab. Ein knieender Mann? Jetzt kam Bewegung in die fremde Geſtalt. Und jetzt, deutlich ſahen wir's: ein federgeſchmückter Turban hob und ſenkte ſich. Bot ſich einer der eben erſt in Marſeille von hyſteriſchen Franzöſinnen umjauchzten juwelenbeſetzten Turbans indiſcher Maharadſchas zur Schau und Beute? Kein Zweifel, es war ſo! Da mit einmal ein Hochwallen des weißen Mantels und — der turbangeſchmückte Inderfürſt flog mit höhniſchem Flügelſchlag auf und davon! Ein allgemeines Gelächter lohnte den gelungenen Witz, den ſich der franzöſiſche Reiher, oder was immer es war, auf unſere Koſten gemacht hatte.

Mit den Tagen im Schützengraben wechſelten regelmäßig die Tage und Nächte, die wir im Heuboden eines Stalles in Dompierre oder ebendort als Wachtkommando auf dem Pfarrhausboden verbrachten. Dort lagen wir und ſahen durch die Dachluke, wie im Dorfkirchhof hinter dem Pfarrhaus ein friſches Grab ausgehoben wurde, wie die ſteilabſchüſſige Dorfſtraße herab Krankenträger Verwundete aus den Wäldern herzutrugen, wie Karrenladungen voller Liebesgaben aus der Heimat angefahren

und auf der Gaſſe abgeladen und ſortiert wurden. Oder es lockte uns in einer der ſeltenen Freiſtunden, die der Dienſt ließ, leiſes Orgeltönen in die Dorfkirche. Da traten wir leiſe ein und ſahen den weiten und wüſten Raum des weißgetünchten Schiffes zum Stall geworden. Pferde ſtanden um den Altar, und auf den Stufen des Altars lagerten Kanoniere und Musketiere. Die hohen Fenſter waren zerbrochen, und die Splitter lagen weit verſtreut in dem entweihten Raum. An den Wandſeiten rings um den Altar blaurote Flecken und Streifen, die deutlich von aufgeſpritztem Blute herrührten. Tags zuvor war eine franzöſiſche Granate durch die Mauer in das von den Dorfbewohnern angefüllte Gotteshaus geſchlagen und hatte fünfzehn Leuten, Männern, Frauen und Kindern, den Leib zerfetzt. Unſer Auge wanderte durch den entheiligten Raum und ſuchte die Quelle der frommen Töne, die die Stätte der Verwüſtung überſtrömten. Da ſahen wir durch die offene Sakriſteitür einen Kriegsfreiwilligen, von leiſe lauſchenden Kameraden umgeben, am kunſtloſen Harmonium ſitzen und die Hände rühren. Auch in der ſchmucken Kirche von Viéville habe ich ſpäter dasſelbe Bild geſehen, das ſich Herz und Sinnen einprägt: am Harmonium vor dem Hochaltar den feldgrauen Musketier in heimiſche, heiligvertraute Choralweiſen verſunken, an den Seitenaltären katholiſche Kameraden, denen die Glasperlen des Roſenkranzes durch die Finger gleiten."

Bereits während der Ausbildungszeit und dann an der Weſtfront entſtanden zahlreiche Gedichte, die meiſt in der vielgeleſenen „Täglichen Rundſchau" veröffentlicht wurden und den Dichter mit einem Schlage in weiten Kreiſen bekannt machten. Geſammelt erſchienen ſie im Verlag Eulitz in Liſſa unter dem Titel „Das Volk in Eiſen" in mehreren, ſtändig erweiterten Auf-

lagen. Der Erlös war für das Rote Kreuz bestimmt. Später wurden diese Gedichte, zusammen mit anderen, unter dem Titel „Sonne und Schild“ im Verlag Westermann herausgegeben.

Weihnachten kam. Am Heiligen Abend las Walter bei der Christfeier der fünften Kompanie vor dem tannenbekränzten Altar der Dorfkirche von Dompierre „Das Weihnachtsmärchen des fünfzigsten Regiments“ vor. „Unsere schweren Geschütze dröhnten dazu eine nachdenkliche Begleitung.“ Er hatte das kleine Werk inmitten eines unbeschreiblichen Lärms, der in der menschenüberfüllten, sogenannten „Schreibstube“ herrschte, an einer ihm eingeräumten Tischecke in einem Zuge geschrieben und später nicht ein Wort mehr geändert. „Das war allerdings die stärkste Inspiration, die ich je erlebt habe.“ Das Märchen, in dem das soziale Empfinden stark hervortritt, bringt in poetischer Form die sittlich verpflichtende Idee des Heldentodes und die Einheit des Volkes im Wechsel der Geschlechter zum Ausdruck. „Die toten Soldaten halten Zwiesprache mit den Seelen der Ungeborenen. Ins Leben geschickt, werden die Ungetauften die Worte ihrer Hüter vergessen haben, aber aus ihren Seelen wird den Lebendigen der feine, klare Duft dieser vergessenen Stunden entgegenströmen.“ Ein schlichter Bauer, der auf Erden erborgtes Korn in die Herrenerde gestreut hat, lauscht als heimlicher König auf die Stimmen der Lebenden. Es kommt ihm zu, denn „hier gilt nur die Würdigkeit und Reinheit des Herzens“. Wenn er einen Mißklang hört, sendet er seine grauen Boten, die toten Soldaten, durch die Nacht, „und sie wandeln durch Schlösser und Bettelkammern“. „Sie wandeln und löschen das leichtfertige Lachen aus, wie man Lichter an liederlichen Tafeln auslöscht. Wo Selbstsüchtige und Prasser schwelgen, setzt sich der Sendbote des heimlichen Königs als grauer Gast unter die Feiernden und

wirft ſeine Schatten über die helle Tafel, bis ihnen die Herzen ſchwer wie Steine werden . . .“ Lange bevor dem unbekannten Soldaten ſteinerne Male erſtanden, ward ihm in deutſcher Dichtung dies lebenverpflichtende Denkmal errichtet. Das Märchen erſchien zuſammen mit drei anderen, kleineren Stücken 1915 bei Beck in München. Der Dichter legte das Büchlein, deſſen Titel „Vom großen Abendmahl“ einen Hauptgedanken des Inhalts andeutet, ſeiner Mutter auf den Geburtstagstiſch. „Sieh es zugleich als eine Gabe von Petzlein an, denn er hat das Beſte dazu gegeben.“ Bereits die Werke der Vorkriegszeit zeigen ſtarkes religiöſes Leben. Schon in den „Zwölf Bismarcks“ ſchrieb Walter das Wort: „Laß die Philoſophen und gib mir einen Tropfen Chriſtentum.“ Aber ganz von innen heraus ergriff ihn erſt im Weltkrieg die Gewalt „des tiefſten Lebenswunders, von dem die Erde weiß, vom ſtellvertretenden Leiden Jeſu Chriſti“. „Ich geſtehe, früher nicht lebendig gewußt zu haben, wie das blutige Leiden eines Reinen und Großen fremde und dunkle Seelen entſühnen kann. Nun fühlen wir, wenn anders wir wert ſind zu leben, die ſeelenweitende und lebenumſchaffende Kraft des ſtellvertretenden Leidens und Sterbens unſerer lieben Brüder. Sie pochen allnächtlich in den ſtillen Arbeitsſtunden der Seele an die Türen unſerer Herzen und legen das Brot des Lebens davor nieder.“

Ende Dezember wurde Walter Gefreiter. Im Januar erhielt er nebſt anderen deutſchen Schriftſtellern den Roten Adlerorden 4. Klaſſe mit der Kgl. Krone. Im Februar bekam er zum erſten Male Heimaturlaub. Während desſelben war er auch zu kurzem Beſuch in Retſchke, wo ich einige Stunden mit ihm zuſammen ſein konnte. Nachdem er über fünf Monate als Musketier den Stellungskrieg mitgemacht hatte, wurde er Mitte

März überraſchend aus dem Schützengraben abgelöſt und mit zwanzig Kameraden zur Offiziersausbildung nach dem Warthelager in Poſen in Marſch geſetzt. Von dort erhielt er kurzen Urlaub, um an der Aufführung ſeines „Klaus von Bismarck“ teilzunehmen, die zur Bismarckjahrhundertfeier am Weimarer Hoftheater wiederholt wurde. Die Nähe Retſchkes gab ihm Gelegenheit, mehrmals mit der Familie v. Leeſen zuſammenzutreffen. Nachdem er im Warthelager zum Leutnant befördert worden war, wurde er nach kurzem Urlaub Mitte Mai zu dem an der Oſtfront ſtehenden Infanterieregiment 138 kommandiert. Sein liebes 50. Regiment, von deſſen Achſelklappen er ſich ſchwer trennen konnte, hatte inzwiſchen an der ſchweren Schlacht an den Combres-Höhen teilgenommen: „Ja, Muttel, es war wie eine Schickung, . . . aber mir iſt's doch ſchwer, nicht dabei geweſen zu ſein . . . Denke nur: zwei Drittel des Regiments ſind verloren.“

Zu den Kameraden, die mit Walter vom 50. Regiment nach dem Warthelager kommandiert worden waren, gehörte der kriegsfreiwillige Student der Theologie Ernſt Wurche aus Rawitſch, der am 23. Auguſt 1915 ſein junges Leben für Deutſchland hingab. In ihm verſchmolzen Chriſtentum, deutſche Kultur, Wandervogelgeiſt und preußiſches Soldatentum zu ſchöner, ſtählerner Einheit. Das Bild dieſes Jünglings, das zum Sinnbild wurde, iſt im „Wanderer zwiſchen beiden Welten“ feſtgehalten. Die kurze Zeit des Zuſammenſeins in Frühlings- und Sommermonaten, die den beiden Freunden und Waffengefährten vergönnt war, liegt wie ein lichter Glanz über den dunklen Gewitterwolken des Krieges. Wenn der „Wanderer zwiſchen beiden Welten“ ſo tief in die Herzen gegriffen und eine ſo weite Verbreitung gefunden hat, ſo erklärt ſich dies unter anderem daraus,

daß das, was hier im Spiegel der Dichtkunſt aufſtrahlte, in vielen Deutſchen lebendig war und von ihnen als eigenſtes, innerſtes Erleben empfunden wurde. Die tiefſte Wirkung dieſes wie anderer Werke des Dichters beruht auf der Verwurzelung in Metaphyſik und Religion. Nicht irdiſche Ziele ſind das letzte, ſondern ſittliche Selbſtvollendung.

Auch auf den „Wolf Eſchenlohr" hat Ernſt Wurches Perſönlichkeit Einfluß geübt, wie ſehr deutlich aus folgendem Brief hervorgeht, den der Dichter bei ſeiner Verwundung bei ſich trug und der von der tödlichen Kugel durchbohrt iſt: „Tolz, den 13. Auguſt 1916. Geehrter Herr Dr. Flex! Vor einigen Tagen habe ich mit herzlichem Anteil in der ‚Täglichen Rundſchau' ein Kapitel des Buches geleſen, das Sie dem Andenken Ihres Freundes Ernſt Wurche gewidmet haben. Ich bin eine Art Inventarſtück des Inſtituts für chriſtliche Archäologie an der Berliner Univerſität und habe dort mit dem jungen Theologen oft zuſammen gearbeitet, als wir die Sammlung neu ordneten. Wenn ich mich recht erinnere, waren wir im Winterſemeſter 1913/14 zuſammen. Wurche nahm an den Übungen teil über die chriſtlichen Katakomben Roms und hielt ein ſehr hübſches Referat über die Herkunft der in den Katakomben vorkommenden Zierformen. Wir unterzogen uns gemeinſchaftlich der ziemlich ſtumpfſinnigen Arbeit, die Tafeln in den verſchiedenen Werken zu zählen und zu numerieren, und ſeine Handſchrift ſteht ſo in Unmengen von Büchern der Sammlung. Er machte alles in ſeiner fröhlich-ſtillen, gewiſſenhaften Art, wie ein rechter Deutſcher, der eine Sache um ihrer ſelbſt willen tut, ohne lange zu fragen, ob ſie lang- oder kurzweilig iſt. Ich ſehe ihn noch in ſeinem braunen Anzug ſitzen, während der volle braune Schopf ihm in die Stirn fiel. Im Sommerſemeſter 1914 war er Senior

des Instituts. Prof. Stuhlfauth, der Leiter, lud uns zu gemütlichem Zusammensein und -reden in seine Wohnung, wo wir manches untereinander besprachen. Ende Juli, als die Luft schon schwer wurde, machten wir einen Institutsausflug zur Besichtigung der Potsdamer Kirchen. Wurche konnte sich gar nicht in die Stimmung der Garnisonskirche finden mit ihrem ernsten Fahnenschmuck. Er stand an ein Gitter gelehnt, sah sich um, es ging ihm nicht ein. Der kriegerische Schmuck widersprach offenbar seinen christlich-friedfertigen Gefühlen. Auch als die Lage immer gespannter wurde, sagte er immer wieder in seiner ruhigen Art: ‚Ich glaube es nicht, ich kann es nicht glauben.' Irgend etwas sträubte sich in dem heiteren, frommen Gemüt des Jünglings gegen das Dunkle, Furchtbare, das nun kommen mußte. Irgend etwas sträubte sich vielleicht ahnungsvoll in ihm gegen den furchtbar plötzlichen Übergang seiner friedlichen Knabentage in die des Mannes, des Kriegers. Dann sprang er hinein in die Flut, mit offenen Augen, mit voller Kraft, als jene wundervollen, todernsten Augusttage uns alle umbrausten, jene Tage, an die wir noch denken werden in Gottes Ewigkeit. Im Laufe des Winters erhielt ich einen Brief als Antwort auf ein Päckchen, in dem er schrieb, er sei stolz, die Feder mit dem Gewehr vertauscht zu haben, er habe wohl Grausiges erlebt, aber doch seien diese Tage (er lag den Winter in den Bergen unweit Verdun) die schönsten seines Lebens. — Im Juni 1915 schrieb Prof. Stuhlfauth an mich: ‚Wurche ist im Land, er macht einen Offizierkursus durch', und lud mich zu einem Zusammensein mit ihm. Da saßen wir drei wieder zusammen. Wie war er doch männlich geworden; der braune, wellige Schopf militärisch abrasiert, aber die schöne Form des Kopfes kam dadurch recht zutage, die frühere Lässigkeit ganz straffe Schmiegsamkeit. Der

ganze Mann ſah aus wie eine edle Klinge. Er erzählte viel in ſeiner anſpruchsloſen Art, Ernſtes und Heiteres mit heiterem Ernſt; aus ſeinen Worten merkte man: er hatte ſich ganz hineingegeben in Gottes Hände in Leben und Sterben, es war ihm dasſelbe, beides Leben. Wir fuhren noch ein Endchen zuſammen auf der elektriſchen Bahn. Dann ſagten wir Gott befohlen. Im Auguſt fiel er . . . Prof. St. ſchickte mir Ihren Brief an Wurches Eltern, dann las ich Ihr Gedicht auf ſein Grab. Ich bin dankbar, daß ich den Jüngling gekannt und ſeine Entfaltung zum Manne in dieſer großen Zeit mitempfunden habe. Da Sie ſein Freund ſind, wollte ich Ihnen dieſe Erinnerungen nicht vorenthalten und grüße Sie von Herzen. Gott befohlen. Ihre ergebene Katharina v. Doering."

Wie Ernſt Wurche für Walter empfand, zeigt folgende Stelle aus einem Brief, den er am 19. Juli an ſeine Eltern ſchrieb: „Anders als geſtiefelt und gegürtet und das breite, handliche Schwert an der Seite gefalle ich mir ſchon gar nicht mehr. Aber die Liebe für die Bücher bleibt doch ſtärker. Das merke ich doch immer wieder. Wenn wir eine freie Stunde haben, dann ſitze ich mit Flex zuſammen, dann leſen wir einander vor. Der enge freundſchaftliche Verkehr mit Flex gibt mir für mein inneres Leben ſehr, ſehr viel. Er iſt ein prächtiger Menſch mit einer Seele voller Adel. Und dann habe ich noch nie einen Menſchen gefunden, der ſeine Mutter ſo über alles liebt wie er."

Im Juli erhielt Walter das Eiſerne Kreuz: „Nun tragen es zwei Eurer Jungs, und wenn wir nach Hauſe kommen, ſollen beide Kreuze unter Petzleins Bilde hängen, der ſich's als erſter verdient hat."

Ende des Monats wurde das Regiment aus den Gräben bei Auguſtowo, wo es bis dahin in Stellungskrieg gelegen hatte, in

Marsch gesetzt. Und nun begann eine an Strapazen und Gefechten reiche Offensive. Olita fiel, der Njemen wurde überschritten, dann die Wilia. „Unsere Kerls leisten Übermenschliches an Strapazen. Aber die zähesten Burschen haben in den letzten Nächten vor Wut buchstäblich geheult, eine Wut, die sich gegen tote Dinge, Wetter und Wege richtet, denen kein Fluch etwas anhat. Die Stellung des Offiziers erfordert mehr als je Nerven und Herz, und ich bin froh in den wachsenden Aufgaben." Von ähnlichen Erfahrungen spricht ein Blatt aus der Kartentasche, die Walter bei seiner Verwundung trug: „Das Letzte heraus! Auf dem Marsch unter Fluchen und in der Stimmung von Rebellen und Totschlägern, bösartig, tückisch, aufsässig, von einer Bösartigkeit, die sich gerade gegen den Wohlmeinenden wendet. Erfahrung: Bei äußerstem Kräfteeinsatz mit Zureden und Güte aus dem Spiel bleiben. Es beim harten Muß schweigend und handelnd belassen." Diese Sätze gehören zu einer Sammlung stichwortartiger Notizen, die unter der Überschrift „Zur Psychologie des Krieges" psychologische Beobachtungen des Offiziers an sich und an den Mannschaften enthalten. Über das Gefechtserlebnis heißt es hier:

„Im Gefecht wertet die Seele die einzelnen Momente ganz verschieden: In der Deckung und zwischen den Sprüngen vibrierende Witterung der Gefahr. Im Sprung Ausschalten des Bewußtseins durch den Willen, einen ganz kalten, hartbegrenzten Willen: Dorthin will ich. Aber dieses „Ich" bin nicht ich, Walter Flex, sondern ich, die Schützenlinie, die Kette, die ich vorreiße. Das Ausschalten des Bewußtseins habe ich oft und immer gleich empfunden, als ob es mechanisch durch den Druck der sich zum Sprung straffenden Muskeln ausgelöst würde. Mit dem Vorstemmen der Hand, dem Heranziehen des rechten Beines

ſetzt es ganz plötzlich aus. Mit dem Hinwerfen ſtellt es ſich ebenſo automatiſch wieder ein. Ein drittes, wiederum anderes Moment iſt der Einbruch in die feindliche Stellung: Überfluten des Bewußtſeins durch einen Rauſchzuſtand, Zerſtörungsmaſchine und doch ganz helles Bewußtſein, das unter dem Rauſch des Erfolgs auflodert. Machtgefühl. Machtrauſch. — Führerwille und Verantwortungsgefühl als pſychologiſche Entlaſtung der perſönlichen Todeswitterung."

Im Gegenſatz hierzu ſchildert ein anderer Eintrag die ſeeliſche Wirkung des Trommelfeuers: „Das Feuer ſcheint gerade ihn zu verfolgen. Endlich, wie er trotzig ſtehenbleibt und den Tod will, entfernt ſich das höhniſche Jaulen, um die Marter zu verlängern. Es kommt wieder näher und ſucht ihn, als er auf dem Punkt iſt, ſich zu ſammeln, und zermürbt ihn wieder bis zum Todeswunſch. Dann entfernt ſich's wieder. Dieſes dämoniſche Katze-Mausſpiel recht vertiefen und grell machen! Der Himmel ſcheint ein ehernes, ſtählernes, ſteinernes Gewölbe, das toſend birſt und zerkracht und auf ihn in Trümmern ſtürzt . . . Die innere Revolution muß erſt die äußere (Eiſen, Luft, Feuer, Zerſtörung, Blut) gegenſtändlich machen. Die Revolution der Toten, der Lebenden, der Erde, des Himmels, der Elemente gegen ihn, alle vertrauten Dinge plötzlich mörderiſch und feindſelig." Dieſe Niederſchriften eines Dichters und Frontſoldaten geben eine ſchwache Vorſtellung davon, was der „Wolf Eſchenlohr" geworden wäre, wenn er hätte vollendet werden können.

Die Verſuchung zum Angſtbeten in Augenblicken höchſter Lebensgefahr wird zurückgewieſen, und „die Fäuſte krampfhaft auseinandergeriſſen, die ihren eigenen Willen haben, die beten wollen. Dieſe Fäuſte ſind Feiglinge. Abhacken müßte man ſie, wie man Feiglinge zuſammenſchießt." „In der Kirche von Don

Martin kniet Wolf Eſchenlohr auf ſeinen Händen. Er betet nicht und betet doch: Gott, zwinge mich jetzt nicht zum Beten." Nicht um Erhaltung des Lebens will der Krieger Gott bitten, ſondern um Kraft. „Das Gebet iſt ein Selbſtgeſpräch mit dem Göttlichen in uns, es iſt ein Geſpräch mit dem Gotte und ein Kampf mit dem Menſchen in uns um die Bereitſchaft der Seele." Dieſes Wort Ernſt Wurches, das im „Wanderer zwiſchen beiden Welten" ſteht, war auch Walters Bekenntnis. Darum ſchreibt er in einem Eintrag: „Ein rechtes Gebet erhört ſich ſelbſt."

Das Verhalten und das Verhältnis des Leutnants zur Mannſchaft zeigen die Werke und Briefe. Auch für Walter galt das Wurchewort: „Das Herz ſeiner Leute muß man haben, dann hat man ganz von ſelbſt Diſziplin." „Das iſt ſo ohne viel Worte ein Gefühl: Wir haben ein Herz zueinander. Man merkt's den guten Kerls an der Art an, wie ſie ſtrammſtehen und einen pfiffig anſehen, ſo: ‚Aha, der Leutnant Flex — na, der wird mich wohl auch noch kennen!'" Auf einem Zettel aus der Mappe ſteht: „Ich ſchlafe noch einmal ſo gut ein, wenn ich die Kerls im Unterſtand einmal herzhaft zum Lachen gebracht habe." Einen ſehr wichtigen Punkt praktiſcher Mannſchaftsbehandlung berührt folgende Briefſtelle: „Ich beſchränke mich abſichtlich auf das Eſſen der Kompanie und nehme es auch aus der Feldküche. Als Offizier in der Kompanie ſollte man das jetzt, wo das Eſſen knapp geworden iſt, immer tun, und ich halte es ſeit Monaten ſo. Dann iſt allem Geſchwätz über das Wohlleben der Offiziere die Spitze abgebrochen, und ſatt wird man auch ſo und iſt beſſer bei Humor." Wenige Monate vor ſeinem Tode ſchreibt er an die Eltern: „Meine Liebe zum einfachen Mann iſt durch den Krieg ſo ſtark geworden, daß ſie meinem Leben für immer Richtung geben wird. Ich will keine Vergleiche ziehen, aber es dürfte

mancher Hochmut vor dem Menschentum des gemeinen Mannes in Reih und Glied Leine ziehen. Ich bin stolz auf meine Leute."

Anfang Oktober kam der an Siegen und Verlusten reiche Vormarsch zum Stillstand. „Ich liege mit meiner 6. Kompanie zwischen kleinen Seen nördlich des Narocz-Sees, den Ihr vielleicht auf der Karte findet. Pfähle für Stacheldraht stehen schon vor unsern Gräben und erzählen das Märchen vom Stellungskrieg." „Und wieder monatelanges Stilliegen in Schützengräben wie einst auf den Maashöhen vor Verdun und in den Wäldern vor Augustowo. Und doch alles anders. Wie ein ferner, schöner Traum lagen die lauen Sommernächte hinter uns, die wir singend und plaudernd durchwacht hatten. Jetzt türmten sich Schneewälle um unsre Erdhöhlen. Schneidende Ostwinde fegten das graue Eis der Seen und peitschten nadelscharfe Kristalle gegen die wachtmüden Augen. Dreizehn und vierzehn Stunden dauerte das nächtliche Horchen und Lauern der Wacht im Osten."

Im Dezember 1915 kam Walter auf kurzen Urlaub nach Eisenach und schrieb dort an seinem Wandererbuch. Weihnachten war er wieder bei seinem Regiment, wo er bald die eine, bald die andere Kompanie, gelegentlich auch zwei, führte. Kehrten ältere Patente zur Truppe zurück, beschränkte sich seine Stellung wieder auf die eines Zugführers.

Das Licht des Jahres stieg. Der zweite Kriegsfrühling begann, den Walter mit naturoffenen Sinnen erlebte. Schon damals empfand er, was er wohl erst ein Jahr später schrieb:

Ach, Herz, versteint im wüsten Hall und Schall,
vom leisen West erwacht'st du, kinderbange,
und warst trotz Eis und Schnee und kahlem Holz
das erste Leben, dem mit süßem Klange
die starre Rinde unterm Tauwind schmolz!

„Heute habe ich in den kahlen Büschen um meine Schneehöhle Meisen, Rotkehlchen und Dompfaffen entdeckt. Schickt mir bitte ein Feldpostpäckchen Vogelfutter.“ Dieses, vielleicht einen Maler reizende Bild des Feldgrauen, der, jeden Augenblick zum Sterben bereit wie zum Töten, hungernde Vögel füttert, stellt in all seiner Schlichtheit einen Zug deutschen Wesens dar.

Im März wurde Walter für kurze Zeit nach Mazuti zum Regimentsstab kommandiert, um ein paar Blätter Regimentsgeschichte zu schreiben. Aus dieser Tätigkeit wurde allerdings nicht viel, da etwa gleichzeitig die russische Frühjahrsoffensive einsetzte. „Wir glaubten gestern den Höhepunkt der Kämpfe schon überwunden, aber in der letzten Nacht ging über die wieder und wieder erfolglos angegriffenen, soundso oft gestürmten und im Nahkampf wiedereroberten Gräben ein so wütendes Trommelfeuer nieder, wie ich's noch nicht gehört habe. Die Infanteriestürme setzten dann nach stundenlangem Tosen der Artillerien in der Frühe ein und sind noch immer im Gange.“ Der Aufenthalt beim Stab gab dem jungen Offizier, der bisher im Schützengraben nur einen kleinen Ausschnitt der Kampfhandlungen hatte überblicken können, Gelegenheit, den verwickelten Apparat der Gefechtsleitung und das Zusammenspiel der verschiedenen Waffengattungen kennenzulernen.

Nach dem Zusammenbruch der russischen Offensive, an die sich eine im Briefband beschriebene Hindenburgparade schloß, trat nun wieder monatelang verhältnismäßige Ruhe an der Front ein. Zunächst galt es, die zerschossenen Stellungen auszubessern. Durch Bekämpfung der Tauwasserfluten und durch Wegebau mußte der Verkehr der Feldküchen, Verpflegungswagen und Munitionskarren sichergestellt werden. Gelegentlich war Walter auch als Verpflegungsoffizier tätig, oder er befand sich beim

Stabe, um das Kriegstagebuch des Bataillons zu ſchreiben. Zwiſchendurch führte er dann wieder eine Kompanie. Seine dienſtfreie Zeit benutzte er, um das Wandererbuch zu vollenden. Am 16. Mai 1916 ſandte er den größten Teil der Handſchrift an die Eltern. „Bitte hebt das Manuſkript recht gut auf, es liegt mir keins meiner Bücher ſo am Herzen wie dieſes.“ Am 22. Mai folgte der Reſt. Seinen Geburtstag verbrachte Walter auf kurzem Urlaub in Eiſenach. Nach der Rückkehr an die Front führte er wieder verſchiedene Kompanien. Als Kommandant des Hindenburgwaldes an der Komaika hatte er ein befeſtigtes Waldlager von der Art unter ſich, wie ſie damals in den Kämpfen an der Somme eine ſo große Rolle ſpielten. Hin und wieder war er nach Moldſewitſche kommandiert, um die Waffentaten des Regiments zu bearbeiten. Am 1. Oktober, als der Stellungskrieg gerade ein Jahr gewährt hatte, teilt er mit: „Ich bin jetzt zur Diviſion abkommandiert zum Ausbau der zweiten Stellung.“ In dieſer Tätigkeit ſtand er bis Ende November. Sie befriedigte ihn nicht ganz, weil ſie ihn zu wenig in unmittelbare Fühlung mit der Mannſchaft brachte. Andererſeits blieb ihm viel Zeit zu eigner Arbeit. Am 5. Oktober erhielt er das erſte fertige Exemplar des „Wanderers“, über deſſen ſchöne Ausſtattung er ſich freute. „Möchte doch das Buch die Verbreitung finden, die ich ihm wünſche!“ Dieſer Wunſch ſollte ſchon bei Lebzeiten des Dichters in Erfüllung gehen. Bereits im Dezember mußte die zweite Auflage gedruckt werden, und viele Briefe zeigten ihm die Wirkung, die er erhofft hatte. Heinrich Lerſch ſchrieb ihm:

Verehrter Dichter!

Es freut mich, Ihrem „Sonne und Schild“ Ihr zweites Buch hinzuſtellen zu können; als ich im Lazarett war, ſchickte mir ein

Freund „Sonne und Schild“. Als Soldat bin ich mit Ihrem „Ich habe dem König von Preußen geſchworen . . .“ immer umgegangen. Da war es mir eine doppelte Freude, von Ihnen ein ganzes Buch zu ſehen. Als Kritiker kann ich nicht viel über den „Wanderer zwiſchen beiden Welten“ ſagen, nur daß es mich ergriffen hat. In dieſen Zeiten iſt es für einen Soldaten gut, das Soldatiſche über das Menſchliche geſtellt zu ſehen. Hier in dem Buch iſt das Soldatiſche zum Menſchlichen erhoben, zum Allmenſchlichen. Man fühlt es in allen Seiten, daß das Soldatiſche den Menſchen erſt ganz groß macht. Das zu dichten, iſt vielleicht noch ſchwieriger, als es zu leben. In dem „Wanderer“ finde ich es geſtaltet und gedichtet. Darum iſt mir das Buch lieb. Laſſen Sie mir vom Verlag „Das große Abendmahl“ ſchicken? In den nächſten Wochen habe ich Zeit, es zu leſen.

Mit beſtem Dank und ſoldatiſchem Gruß bin ich

Ihr

Heinrich Lerſch,
Gefreiter, z. Z. M.-Gladbach.

2. 1. 17.

Im Spätherbſt 1916 entſtand das Kriegsmärchenſpiel „Die ſchwimmende Inſel“, das kurz vor Weihnachten im Eiſenacher Stadttheater in Gegenwart des Dichters aufgeführt wurde. Damals waren wir alle bis auf Otto zum letzten Male zuſammen.

Ende Dezember befindet ſich Walter wieder als Kompanieführer an der Oſtfront. „Das ‚Theater in Jurewo‘ ſpielt täglich mein Vorſpiel mit grinſendem Erfolg vor unſern braven Kerls.“ Dieſes Vorſpiel iſt mir nicht bekannt. Etwas ſpäter iſt in den Briefen von einer Poſſe mit Geſang „Wotan an der

Komaika" die Rede, die am Frontheater gespielt wurde. Auch für die Zeitung der 10. Armee schrieb der Dichter manchen Beitrag.

Anfang März erfolgte ein schwerer, mehrtägiger russischer Angriff, der ausführlich im Briefband beschrieben ist. Kurz darauf erhielt er eine Anfrage, ob er ins Kriegspressеamt eintreten wolle, die er indessen ablehnte, „weil ich fühle, daß ich in die Front gehöre". Der vom 17. März 1917 datierte Brief, aus dem die soeben angeführte Stelle stammt, ist an Herrn Eggert Windegg gerichtet, durch den die Verbindungen mit dem Beckschen Verlag angeknüpft worden waren, und der 1927 in Verbindung mit mir den Briefband herausgegeben hat. In diesem Briefe wird auch erstmalig die Kriegsfreiwilligengeschichte „Wolf Eschenlohr" erwähnt, „in der ich meine Gedanken über Gotteskindschaft und Menschenbruderschaft ausspinnen kann. Es ist eine als Ganzes frei erfundene Handlung, aber in fast allen Teilen doch wieder ein Mosaik von Erlebnissen. ... Ein paar ruhige Wochen, und das Buch wäre geschrieben!"

Seit dem Erscheinen von „Sonne und Schild" entstandene Gedichte, die in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht waren, wurden Anfang 1917 von dem Verlag Eulitz in Lissa unter dem Titel „Leutnantsdienst" herausgegeben. Das Heftchen war als Nr. 1 einer Reihe geplanter Kriegspatenbriefe bezeichnet. Der Gewinnanteil des Verfassers an jedem Patenbrief sollte einem durch den Krieg verwaisten Knaben zufallen, um ihm die Erlernung eines Handwerks zu ermöglichen. „Mein Wunsch wäre, daß der Junge aus möglichst gesunder Arbeiterfamilie stammt." Da indes der rührige und idealistische Verleger wirtschaftlich in Unbestand geriet, konnte nur der Ertrag dieses ersten Heftchens seiner Bestimmung zugeführt

werden. Die darin enthaltenen Gedichte und viele ſpäter entſtandene ſollten nun im Beckſchen Verlag herausgegeben werden. Dieſe Sammlung „Im Felde zwiſchen Nacht und Tag", deren Korrektur der Dichter noch geleſen hat, erſchien kurz nach ſeinem Tode.

Unter den Hammerſchlägen der deutſchen Armeen brach endlich die ruſſiſche Monarchie zuſammen. Aber „die Iwanſöhne zeigen bisher durchaus nicht die ihnen angedichtete Neigung, in Gruppenkolonnen überzulaufen, ſondern raten uns vielmehr durch Plakate, nun unſrerſeits die Tyrannen zu verjagen und Kamerad Liebknecht zum Präſidenten zu wählen. Buchſtäblich. Wir überlegen's uns eben noch."

Im April meldete ſich Walter mit ein paar Kameraden freiwillig zur Weſtfront. „Schwer iſt's mir nur geworden im Gedanken an meine Mutter, die auch noch nichts davon weiß. Im übrigen kennen Sie mein Denken. Es iſt nicht damit getan, ſittliche Forderungen aufzuſtellen, ſondern man muß ſie an ſich vollſtrecken, um ihnen Leben zu geben." Dieſe Meldung wurde indes nicht angenommen. „In Rückſicht auf Mutters Geſundheit iſt das wohl auch gut, aber unterlaſſen konnte ich dieſe Meldung trotz allem nicht. Wenn ich zu einer Patrouille Freiwillige aufrufe, verlange ich auch alles Mögliche von meinen Leuten, und das wäre mir ſonſt in Zukunft doch etwas ſchwer geworden."

Daß der Meldung an die Weſtfront nicht ſtattgegeben wurde, hing wohl damit zuſammen, daß eine andere ehrenvolle Aufgabe für ihn in Ausſicht genommen war. Durch Befehl des Generalſtabs des Feldheeres vom 3. Mai wurde er nämlich zur Bearbeitung der kriegsgeſchichtlichen Einzeldarſtellung „Die ruſſiſche Frühjahrsoffenſive 1916" beſtimmt. Um Material für dieſe Arbeit zu ſammeln, „bereiſte" er „wie ein Kriegsberichterſtatter" die ihm noch unbekannten Teile der Kampffront vom März

1916. Die nicht ins Feld versendbaren Schriftstücke sollte er dann am Kriegsarchiv in Berlin studieren, wohin er deshalb vom 1. Juli an für einige Wochen abkommandiert wurde.

Schwere Sorge bereitete uns allen seit längerer Zeit Mutters Gesundheitszustand. Petzleins Tod und Martins schwere Verwundung durch Bauchschuß beim Sturm auf Antwerpen, nach der er geheilt an die Flandernfront zurückgekehrt war, die ständige Sorge um zwei ihrer Söhne sowie die immer unzulänglicher werdende Ernährung hatten ihre Kräfte untergraben. Um sich zu erholen, gedachte sie Ende Mai auf Einladung der Familie v. Leesen für einige Zeit nach Retschke zu fahren. Da sich ihr Zustand verschlimmerte, mußte sie indes von diesem Plan absehen und sich in ein Sanatorium begeben. Die Kosten dieses Aufenthalts bestritt Walter mit den Einnahmen aus seinem Wurchebuch. Wie er Mutter in diesen letzten Monaten seines Lebens umsorgt hat, zeigen seine Briefe.

In Berlin wohnte er in Schmidts Hotel in der Neustädter Kirchstraße. Als ich ihn dort besuchte, sah ich in seinem Zimmer die Bronzestatuette des „Betenden Knaben", die ihm Frau von Leesen einmal geschenkt hatte, und die Erschaffung Adams von Michelangelo. Der Dienst im Generalstabsgebäude am Kronprinzenufer fand von 9 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags statt. Indes reichten diese Stunden nicht aus, vielmehr erforderte die Abfassung des kriegsgeschichtlichen Werkchens täglich eine mindestens zehnstündige Akten- und Schreibarbeit. Trotzdem arbeitete er daneben fieberhaft an seinem „Wolf Eschenlohr", als ahnte er, daß ihm nicht mehr viel Zeit zum Schaffen vergönnt war. An Ernst Wurches Todestag, kurz vor seiner Rückkehr an die Front, sandte er das erste Kapitel an Eggert Windegg nach München, das zweite fand sich, von der Kugel durch-

bohrt, in der Kartentaſche, die er bei ſeiner Verwundung trug. Einen breiten Raum nimmt in dieſem unvollendeten Roman der beängſtigende Gedanke an die innere Zwietracht des deutſchen Volkes und das Ringen um ſoziale Verſöhnung ein. Mit Schauder und gleichſam in banger Vorahnung blickt Wolf Eſchenlohr in die Kluft zwiſchen den Klaſſen, die Kluft, die nicht durch einen Tänzerſprung zu überwinden war.

Eine Freude an ſeinem letzten Geburtstag bereitete Walter ein Telegramm ſeines Regiments, daß ihm das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe verliehen ſei. Aber die Eindrücke, die er in der Reichshauptſtadt empfing, waren niederdrückend. „In Berlin hatte ich zuweilen die mieſepetrigſten Stunden der ganzen Kriegszeit, und zuweilen kam's mir vor, als retten wir unſer Land wie Sodom um der drei Gerechten willen, die ‚auch' drin wohnen." Das Rauſchen des die Ernte begünſtigenden Regens klang ihm „viel lieblicher als das Gewäſch unſrer Reichsboten, die ihre Mittelmäßigkeit mit einer ſchamloſen Anmaßung zur Schau ſtellen." Im Lärm der großen, bunten Stadt fühlt er ſich fremd und einſam. Davon zeugt das ſchöne Gedicht „Der Urlauber", das ſpäter der Sammlung „Im Felde zwiſchen Nacht und Tag" hinzugefügt worden iſt:

Zuweilen nur auf menſchenſtillen Wegen,
wenn ſich der dunkle, ſcheue Abend naht,
ſpür' ich's im Dämmern wie ein Handauflegen,
und eine Stimme ruft mir: „Kamerad!" . . .

Dann bleib' ich mit geſchloſſ'nen Augen ſtehen,
indes mir alles Blut zum Herzen treibt,
und höre Stimmen, die im Wind verwehen,
und nur das Heimweh nach den Toten bleibt.

Bei dieſem Gefühl des Alleinſeins war es für ihn doppelt wertvoll, in Frau Fine Hüls einen gleichgeſinnten, warmempfindenden Menſchen zu beſitzen, mit dem er ſich über ſeine Sorgen und Intereſſen ausſprechen konnte. Frau Hüls, die in der Schriftleitung der „Täglichen Rundſchau“ arbeitete und dem Jung-Wandervogel angehörte, war ſchon zu Beginn des Krieges mit Walter in Briefwechſel getreten, urſprünglich, um bei ihm die Erlaubnis zum Abdruck und zur Vertonung von Gedichten einzuholen. Die perſönliche Bekanntſchaft war im Dezember 1916 gemacht worden. Im Sommer 1917 waren beide öfters in Berlin oder auf Havelfahrten zuſammen, und dieſe gemeinſam verlebten Stunden haben Walters letzten Urlaub verſchönt. Er charakteriſiert Frau Hüls kurz und treffend, wenn er ſchreibt: „Dieſes unbefangene, raſche Zugreifenkönnen des Herzens, das manche Enttäuſchung vermitteln kann, aber noch mehr Überraſchung und Freudenentdeckung bringt, war mir ſchon aus ihren früheren Briefen lieb und ermutigte mich, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.“ Auch über den Tod hinaus hat Fine Hüls dem Dichter, der mehrere ſehr bemerkenswerte Briefe an ſie gerichtet hat, die „Kriegskameradſchaft“ gehalten, indem ſie in Wort und Schrift an ihrem Teil ſein Gedächtnis im Volke, insbeſondere in der Jugend, wachgehalten hat.

Da während des Berliner Kommandos kein Urlaub gegeben wurde, beſuchte Walter unſre Mutter nur über Sonnabend und Sonntag einmal in Blankenburg und einmal in Eiſenach. Nach zwei durchſtandenen Nächten im überfüllten Eiſenbahnwagen mußte er dann um 9 Uhr wieder zu ſeinem Dienſt gehen.

Urſprünglich hatte er beabſichtigt, nach Beendigung des Berliner Kommandos Urlaub nach Eiſenach zu nehmen. Inzwiſchen waren aber die deutſchen Armeen im Oſten in Bewegung ge-

raten. Nun hielt es ihn nicht länger in der Heimat. Sobald er seine kriegsgeschichtliche Arbeit, die später im Verlag Stalling, Oldenburg, erschienen ist, beendet hatte, kehrte er in der letzten Augustwoche zu seinem Regiment zurück, das er erst nach einer „Irrfahrt durch ganz Rußland" erreichte, da er es noch in Galizien vermutete, während es inzwischen nach Livland geworfen worden war. Um unsere Mutter, die kürzlich das Sanatorium verlassen hatte und stündlich auf den versprochenen Urlaub hoffte, nicht gleich neuer, schwerer Sorge auszusetzen, schrieb er, wie er vorher mit mir besprochen hatte, nach Hause, ein Teil der für seine Arbeit nötigen Kriegsakten liege noch an der Front und müsse dort von ihm aufgearbeitet werden. Das werde vielleicht ein paar Wochen dauern, und dann komme der Urlaub.

Anstatt Akten zu bearbeiten, nahm er an der Schlacht bei Riga teil. „Am 31. August", berichtet der Oberarzt d. R. Dr. Brauß, „am Tage vor dem Übergang über die Düna, erkannte ich ihn mit freudigem Schreck beim Vormarsch bei seiner Kompanie. Ein Zuruf, und schon waren wir beisammen. ‚Ganz zurück von Berlin? Ein Glückwunsch zum E. K. I und zur neuen Feldmütze!' Da blitzten mich seine klugen Augen hinter den Gläsern schalkhaft an: ‚Die Mütze ist die Sensation des ganzen Regiments!' Ein Händedruck, ein Abschiedswort, und fort war er, der vorgehenden Kompanie nach."

Am 14. September glaubt Walter den Urlaub wieder in greifbare Nähe gerückt und teilt den Eltern mit, er werde ihn höchstwahrscheinlich in etwa 8 Tagen erhalten. Aber schon drei Tage später schreibt er, er hoffe in etwa drei Wochen durch Berlin zu kommen. Dieser plötzliche Umschwung beruht auf dem gegen Ösel geplanten Unternehmen, das, seine Schatten vorauswerfend, zur Urlaubssperre geführt hatte. Welche Kriegshand-

lung bevorſtand, war Walter, als er dieſen Brief abſandte, offenbar ſelbſt noch unbekannt, denn er ſchreibt: „Wir ſtecken wieder einmal tief im Ländchen ‚Ungewiß'!" Aber bald darauf wußte er es, wie folgender Brief zeigt, der die Schleier zerreißt, die Rückſicht auf Mutter gewoben hatte. 26. Sept. 1917.

„Lieber Martin! Heute an Deinem Geburtstag, den ich in herzlichem Mitgedenken hier feire, erhielt ich Deinen lieben, ſehr dankbar empfundenen Brief mit den ausführlichen Nachrichten über Mutters Befinden. Es tut mir recht leid, durch meine Urlaubsankündigung und -abſage Unruhe gebracht zu haben. Aber ich hatte den Urlaub bereits nach der Schlacht bei Riga, die ich als Führer der 5. Komp. mitmachte, in der Taſche, als plötzlich Urlaubsſperre kam. Die nächſten Tage bringen uns eine große und eigenartige Aufgabe, von der Du wohl bald hören wirſt. Um Mutters willen hoffe ich, daß alles gut geht. Ich perſönlich bin ganz glücklich, dabei ſein zu dürfen. Es iſt eine Luſt, die Stimmung unſrer Leute durch jeden Gruß und jede Antwort durchzufühlen. Mehr darf ich Dir leider nicht ſchreiben. Wenn das vorüber iſt, gebe ich Dir ſofort Nachricht. Falls ein zweiter Aufenthalt für Mutter im Sanatorium notwendig werden ſollte, ſo iſt er durch die 5. und 6. Auflage des „Wanderers" finanziell gewährleiſtet. Im übrigen, liebes Pferdchen, etwas, was ich ohne Sentimentalität und dennoch ungern, weil höchſtwahrſcheinlich ſehr unnötig, ſchreibe: wenn es mal anders kommt, als es ſoll, ſo beſtimme ich Dich als Rechtsnachfolger. Hoffentlich kannſt Du aber dieſen Wiſch bald zerreißen. Es tut mir ſehr leid, an die Eltern in dieſer ganzen Zeit immer nur falſche Nachrichten geben zu können, die ihnen nicht zeigen, was ich erlebe und mit welcher tiefen, ſtarken Freude ich alles dies erlebe. Herzlichſt alles Gute! Dein Walter."

Seltſam iſt es, daß Walter, der doch dem Tode ſo oft ins Auge geſehen hat, gerade vor dieſem Unternehmen letztwillige Verfügungen trifft und den Erlös ſeines Wandererbuches als Waffe einſetzt, um Mutters Geſundheit gegen die Erſchütterungen zu verteidigen, die ſein Tod ihr bringen könnte.

Die Tage verſtreichen unter militäriſchen Vorbereitungen. Näher und näher rückt das große Ereignis, deſſen gefahrumwitterte Schönheit ihn ſaugend anzieht, auf das er ſich freut wie auf ſein erſtes Gefecht.

„Am 11. Oktober gingen die Seeſtreitkräfte, die Transportflotte und der Troß bei gutem Wetter von Libau aus in See. Es war am 12. Oktober 1917 in der Morgendämmerung. In der vorangegangenen rabenſchwarzen Nacht war der Anmarſch der Kriegs- und Transportflotte erfolgt, wir ſtanden vor den die Inſel Öſel ſchützenden Kaps Hundsort und Ninnaſt. Unſere Geſchwader nahmen ihre Bombardementsſtellung ein, und dann erhob ſich ein Geſchützdonner ſämtlicher Kaliber, bis die ruſſiſchen Batterien ſchwiegen und die Landung beginnen konnte. Die Transportflotte lief ein, voran der Vortrupp. Da meldet der Ausguck: An Steuerbord ſchießt ein Dampfer Sterne, hat Signal für Minengefahr gehißt! Kurz darauf erhalten wir von der Oberleitung Befehl, mit unſerem Torpedoboot dem Dampfer — es war die ‚Korſika‘ — der auf eine Minenſperre gelaufen war, Hilfe zu leiſten. Als wir hinkamen, hatten zwei Torpedoboote ſchon einen Teil der Truppen übergenommen und machten uns Platz, um weitere Truppen und die Beſatzung zu retten. Als wir längsſeits lagen, begab ich mich auf den Dampfer, der langſam ſank, um die Bergungsarbeiten einzuleiten. Die braven Landratten an Bord waren über dies Ende ihrer See-

reiſe etwas beſtürzt, aber mit einigem Zureden gelang es doch, ſie zu beruhigen. Während der nun folgenden Bergung von Mannſchaft und Material fiel mir ein Offizier auf, der mit wunderbarer Ruhe und Umſicht ſeine Leute anſtellte. Als ich in ſeine Nähe kam, machte ich ſeine Bekanntſchaft, beachtete aber in dem Drang der Bergungsarbeiten nicht weiter ſeinen Namen Flex. Als dann nach kurzer Zeit der Reſt der an Bord befindlichen Truppen, das II. Bataillon des J.R. 138, mit ſämtlichem Gepäck, Pioniermaterial und Funkenſtation übergenommen war, legten wir ab und fuhren in die Taggabucht zur Vornahme der Landung. Da fiel mir plötzlich wieder der Name Flex ein, dazu das Geſicht des Leutnants mit großer Hornbrille und dahinter zwei großen, gütigen, ſinnenden Augen. Da dachte ich gleich: Sollte das wohl der Dichter des ‚Wanderers zwiſchen beiden Welten' ſein? Kurz darauf beſtätigte es mir ein Soldat ſeines Bataillons. Das mußte ich ſofort Leutnant K. erzählen, einem alten Eiſenacher Wandervogel. Und als dieſer erfuhr, daß ſein Schulkamerad Flex an Bord ſei, ließen wir ihn gleich ſuchen und auf die Kommandobrücke kommen. Ein herzliches Wiederſehen auf der Brücke eines Torpedobootes inmitten der ſich vollziehenden Landungen auf Öſel! Dann ſaßen wir noch eine kurze Weile in unſerer kleinen Meſſe zuſammen, gaben Walter Flex nach den ausgeſtandenen Mühen des Morgens tüchtig zu eſſen und zu trinken und ſprachen davon, was unſerm Landungskorps wohl auf der Inſel an Kämpfen und Schwierigkeiten bevorſtand. Kurz darauf erfolgte die Ausſchiffung des Bataillons mit ſeinem Führer Walter Flex. Die heißen Wünſche, die wir zwei Wandervögel Walter Flex beim Abſchied in die Hand drückten, erfüllten ſich leider nicht. Wenige Tage ſpäter ſchon traf ihn die feindliche Kugel. In unſer Stammbuch hatte er geſchrieben:

‚Für das vor Ösel aus Seenot gerettete II. Bataillon J.R. 138 dankt V. 45. Walter Flex, Lt. d. R.‘“

In Gewaltmärschen stürmten die gelandeten Truppen bei strömendem Regen über die Insel nach Osten, um den Russen den Weg nach Moon abzuschneiden. Walter, der vorher bei der 5. Kompanie gewesen war, wurde am 14. Oktober mit der Führung der 9. Kompanie des III. Bataillons beauftragt. Der Leutnant d. R. Kraus, der später im Auftrag des stellvertretenden Generalstabs einen Nachruf auf den Gefallenen geschrieben hat, sprach ihn an diesem Tage kurz, „wo er, der immer Frohgemute, den nie sein seelisches Gleichgewicht verließ, mir noch lachend eine Zigarre mitgab, als ich gar zu verdrießlich über Regen und Schmutz war“.

Am 15. Oktober flutet die deutsche Heeresmacht von Norden heran. Unter den Tausenden, die in ihr vorwärtsdrängen, marschiert einer, mein Bruder. Seine Augen umfassen die parkähnliche, mit Bäumen bestandene Landschaft, in der Ferne ein ernster Kirchturm. Vielleicht streifen seine Blicke flüchtig auch ein kleines Gehölz vorn zur Rechten — den Friedhof von Peude. Wieder erfüllt ihn das schwertklirrende, glutatmende Glück des Kampfes, von dem er einst in Friedenszeiten schrieb, als er seiner mit Handgranaten vorgehenden Kompanie zuruft: „Jetzt gilt's für unseren Ruhm und für unsere Ehre!“

In knapper militärischer Sprache schildert die Ereignisse der „Bericht des J.R. 138 über die Vorgänge beim Tode des Lt. d. Res. Walter Flex“, der von dem kommandierenden General der 8. Armee v. Hutier persönlich eingefordert wurde und hier, ergänzt durch andere Mitteilungen, in wesentlichen Teilen wiedergegeben wird.

„65. J.B. hat am 14. 10. 1917 den Raum Orissar, Ma-

ſik, Eiuma, Saikla erreicht. J.R. 138 bezieht Ortsbiwak am Wege Maſik—Saikla. In der Nacht und am Morgen des 15. 10. klären auf Befehl der 65. J.B. Offizierpatrouillen des Regiments gegen den Feind in Richtung Kahuſt, Hiruſt, Lewwal, Saltak auf. Um 12.50 Uhr nachmittags erhält Regiment Befehl zum umfaſſenden Angriff auf Kahuſt. Das I. Bataillon wird zum Angriff auf die Linie Kahuſt—Lewwal angeſetzt. Auf den weiteren Befehl der Brigade, daß mit möglichſter Schnelligkeit und Energie nach Oſten bis an die Küſte vorgeſtoßen werden ſoll, ſetzt das Regiment zwei Kompanien des III. Bataillons links vom I. Bataillon ein. Das II. Bataillon iſt Brigade-Reſerve. Das III. Bataillon ſetzt die 9. Kompanie auf Lewwal an, während die 10. Kompanie links von Lewwal auf Werre angreift.

Lt. Flex iſt Führer der 9. Kompanie. Er entwickelt den 3. Zug unter Offizierſtellvertreter Weſchkalnis gegen den Steindamm vor Lewwal, hinter welchem der Feind liegt und ziemlich lebhaft feuert. Den 2. Zug entwickelt er links des 3. Zuges und folgt mit dem Reſervezug in 300 m Entfernung. Weſchkalnis arbeitet ſich an den Steindamm heran und wird durch das Feuer der rechts anſchließenden Kompanien des I. Bataillons unterſtützt. Das Schießen der Ruſſen wird ſchwächer, und als der 3. Zug zum Sturm vorgeht, werfen die Feinde die Waffen fort und heben die Hände. Bald ſind 500 Gefangene gemacht. Lt. Flex iſt mit dem Reſervezug herangekommen und beſtimmt Leute zum Abtransport. Der 3. Zug ſucht die Häuſer von Lewwal und Peude ab und macht ohne Widerſtand noch viele Gefangene. Er geht dann auf den Park von Peudehof zu, an welchem noch zahlreiche Ruſſen ſtehen, teils auf der Straße, teils an den Häuſern im Park, unentſchloſſen, ob ſie ſich ergeben ſollen. Lt. Flex

hat ein Beutepferd beſtiegen und iſt zum 3. Zuge vorgeritten. Er befiehlt Weſchkalnis, mit einigen Leuten zu den am Eingang des Parks ſtehenden Ruſſen vorzugehen und ſie zur Übergabe aufzufordern. Weſchkalnis findet an der Spitze vier ruſſiſche Offiziere und fordert einen deutſchſprechenden Offizier auf, die Waffen niederzulegen und ſeine Leute zu veranlaſſen, das Gleiche zu tun. Der Offizier legt ihm die Hand auf die Schulter und ſagt: ‚Sie ſelbſt ſind gefangen.‘ Weſchkalnis ſpringt zurück und ſchießt auf den auf ihn anlegenden Offizier. In Deckung hinter einem Feldſtein ruft er Lt. Flex zu: ‚Herr Leutnant zurückbleiben, ſie wollen ſich nicht ergeben.‘ Gleich darauf fällt ein Schuß, wohl auf den anreitenden Lt. Flex gezielt. Dieſer zieht einen am Pferde hängenden Säbel und ſprengt vor, darauf fallen mehrere Schüſſe. Einer wirft ihn vom Pferde. Er ſpringt auf und hinter einen Steinwall und ruft Weſchkalnis zu, das Kommando über die Kompanie zu übernehmen.“

Ein beherzter Hamburger Landſturmmann ſpringt vor, um mit dem Gewehrkolben an dem ruſſiſchen Offizier, den er für den Schützen hält, blutige Rache zu nehmen, „doch unſer tapferer Flex hinderte ihn daran mit dem Bemerken, daß der Ruſſe auch nur ſeine Pflicht getan habe“. Der Verwundete ſchleppt ſich etwa 50 m zurück und wird in ein kleines Kornhaus am Wege gebracht, wo ihm der Sanitätsunteroffizier Hilmer einen Notverband anlegt. Dort findet ihn ſein treuer Burſche, der Gefreite Peter Zimmer, welcher im Gefecht von ihm abgekommen war. „Nachdem die Wunden verbunden waren, war ſein erſtes, nach dem Gange des Gefechts zu fragen und ob es gut voran geht. Als ich ihm dies bejahte, war er zufrieden und ſchickte noch einen Melder zum Bataillon.“ Dann fragte Walter den Sanitätsunteroffizier, ob er ſterben müſſe, worauf dieſer antwortete: „So-

weit ſich im Augenblick der Schuß beurteilen laſſe, brauche Herr Leutnant nicht zu ſterben. Die Einſchußöffnung ſei nur klein geweſen, und gut wäre es, daß Herr Leutnant nicht erbrechen brauchte. Mit Bauchſchuß kämen ſehr viele wieder durch. Als Ihr lieber Bruder und Unteroffizier Hilmer dann ſpäter allein geweſen ſeien, habe ihn Herr Leutnant nochmal gefragt, ob er ſterben müſſe. Unteroffizier Hilmer ſollte es ruhig ſagen, er ſei darauf gefaßt. Hilmer habe dann nochmals Ihrem lieben Bruder bedeutet, daß er nach menſchlichem Ermeſſen wohl leben bleiben könnte. Darauf habe ſich Herr Leutnant zufrieden gegeben." Inzwiſchen hatte ſich das Gefecht folgendermaßen weiterentwickelt:

„Weſchkalnis ſpringt hinter den Steindamm und eröffnet mit dem 3. und herankommenden Teilen des 2. Zuges das Feuer gegen den Feind. Nach etwa 5 Minuten Feuergefecht werfen die Ruſſen zum großen Teil die Waffen weg und geben ſich, als Weſchkalnis mit ſeinen Leuten vorſtürmt, in großen Scharen gefangen. Ohne weiteren Widerſtand dringt er weiter in den Park vor, findet dort im Herrenhaus des Gutes ein ruſſiſches Hoſpital und veranlaßt ſofort den leitenden ruſſiſchen Arzt, einen Wagen und Krankenträger zurückzuſchicken. Gerade kommt der Sanitätsunteroffizier der 9. Kompanie hinzu, welcher Lt. Flex ſchon den erſten Verband angelegt hat. Er fährt mit dem Wagen zurück und bringt den Verwundeten in das Hoſpital, wo er ſorgſam gebettet wird. Eine Viertelſtunde ſpäter iſt der Bataillonsarzt Dr. Sturhahn dort. Er ſtellt feſt: Der Zeigefinger der rechten Hand abgeriſſen, Bauch-Nieren-Schuß von rechts nach links, Magen und Darm wahrſcheinlich verletzt, linke Niere zerriſſen, Ausſchuß linke hintere Seite, Blut im Urin, ſehr ſtarken Blutverluſt, große Herzſchwäche. Eine Beratung mit dem lei-

tenden ruſſiſchen Arzt, der Chirurg iſt, ergibt, daß eine Operation wegen der Schwäche des Verwundeten ganz ausſichtslos iſt. Lt. Flex iſt bei Bewußtſein, ſpricht aber kaum."

Man mußte ſich damit begnügen, den Verband ſorgfältig zu erneuern und die übrigen Maßnahmen zu treffen. Hierauf wurde der Verwundete aus dem Operationsraum im Erdgeſchoß in ein Zimmer im erſten Stock gebracht, wohin ihm ſein Burſche folgte: „Ich ſah, daß Herr Leutnant entkleidet, neu verbunden und ganz gewaſchen worden war. Nachdem ſich die ruſſiſchen Ärzte und Krankenſchweſtern entfernt hatten, blieb ich allein bei ihm. Als ich frug: Haben Herr Leutnant Schmerzen?, ſagte er: ‚nein, aber ich fühle mich etwas ſchwach.' Als ich ungefähr eine Stunde bei Herrn Leutnant ſaß, diktierte er mir eine Karte, die ich beilege. Als Herr Leutnant anfing zu diktieren und ich ſah, daß ihm das Sprechen ſchwerfiel, wollte ich die Adreſſe allein ſchreiben. Als ich jedoch ſchrieb: An Herrn und Frau Profeſſor, ſagte er etwas lächelnd: ‚Nein, Zimmer, diesmal nicht ſo, ſondern nur an Herrn Profeſſor, damit nicht meine Mutter die Karte zuerſt erhält.' Der Inhalt der Karte lautet: ‚Liebe Eltern! Dieſe Karte diktiere ich, weil ich am Zeigefinger der rechten Hand leicht verwundet bin. Sonſt geht es mir ſehr gut. Habt keinerlei Sorge! Viele herzliche Grüße Euer Walter.' Ich lege ſie hiermit bei. Nachdem dies geſchehen war, machte Herr Leutnant die Augen zu. Nach einer halben Stunde mußte ich ihm den Kopf etwas höher legen und war ganz ſtill. Als Herr Doktor wiederkam, ſchien er etwas zu ſchlafen. Darauf wurde mir geſagt, es wäre beſſer, wenn er allein wäre, denn das Sprechen würde Herrn Leutnant anſtrengen. Ich ging während der Nacht jedoch öfter zu Herrn Leutnant und fand ihn immer mit geſchloſſenen Augen ruhig liegen." Zwiſchen 11 und 12 Uhr abends beſuchte Dr. Stur-

hahn den Verwundeten nochmals. Um diese Zeit klagte er über Herzbeklemmungen.

An demselben Abend, an dem die Sonne für Walter zum letzten Male niederging, saß Mutter in ihrem Erkerzimmer und schrieb an ihren Jungen. Ihr, die wenigstens einmal in Friedenszeiten ein zweifellos fernseherisches Erlebnis gehabt hatte, sagte kein Stocken des Herzschlags, daß sich die Seele ihres Kindes von der Erde löste. Ahnungslos schrieb sie:

„Ursudomus 15. 10. 17.

Mein geliebter Walter! War das ein Glückstag heute! So viel brachte uns die brave Postfrau frühmorgens, und nachmittags erschien die liebe Feldpost wieder und schüttete ihr Füllhorn über uns aus. . . . Ich hatte schon öfter sehnsüchtig nach Post von Dir ausgeschaut und hatte mir aber ganz vernunftvoll das Ausbleiben mit Postsperre erklärt. Nun war die Freude desto größer über jedes, jedes liebe Wort, und ich habe alles schon so oft gelesen. Ach, wie wird das schön sein, wenn Du erst hier sein wirst und wenn wir mündlich zusammen plaudern können! Ich will Dir schon alles so gemütlich wie möglich machen, damit Du Dich fein erholst. Wie es mich bewegte, als Du schriebst, daß die Graugänse schon wieder nach Süden gezogen seien! Mit Herzensfreude lasen wir, daß Du Deinen Urlaub nun bald erhoffst. Wenn Du Glück hast, wie Du schreibst, schon vom 3. Oktober an in 14 Tagen. Wie wir uns auf Dich freuen! Da wird Dich dieser Brief wohl kaum mehr erreichen, aber das schadet nichts, da mußt Du ihn dann in Ursudomus nachlesen. — Heute Nacht und morgen werde ich so ganz besonders bei meinen Herzensjungen sein, und ich weiß, daß Ihr bei mir seid. Wie Du in Deinem Briefe schreibst: ‚Am lieben 16. Oktober werden wir im Geist zusammen sein, dankbar für die Vergangenheit und ge-

duldig für die Zukunft.' Ach, es tut so gut, dieses Ruhen in Eurer Liebe und dieses Bewußtsein unsrer unlöslichen Zusammengehörigkeit. Unser liebes Petzlein ist immer bei uns, und seine Liebe wirkt in uns allen fort. — Eberhard Heddaeus ist in den letzten Tagen auch gefallen. Petzlein hatte ihn lieb, und Eberhard brachte mir immer Blumen für Petzleins Bild, wenn er hier war. Vater läßt Dich vielmals grüßen. Es geht ihm wie mir gut. Eine Wartburgfeier findet am 18. Oktober hier nicht statt. Die Erfurter Vereinigung alter Burschenschafter veranstaltet eine örtliche Feier. Vater wird auch hinfahren und auf die Gefallenen sprechen. Bei uns ist es winterlich kühl geworden, und wir müssen schon heizen. Zum guten Glück haben wir Kohlen, und mein herzliebster Grisly braucht sich nicht davor zu fürchten, nach Ursudomus zu kommen! Weißt Du noch, wie schön es war, als Du mich in Blankenburg besuchtest? Und dann hier zum Empfange?! Eben kommt Vater zum Abendbrot heim, und ich will nun schließen. Wenn ich schlafen gehe, will ich dran denken, wie Du Deinen lieben Kopf auf das rote Seidenkissen legst. Hoffentlich träumst Du wieder etwas Liebes. Leb' wohl für heute, mein geliebtes Walterle. Der liebe Gott behüte Dich weiter! Die Rosenblätter sollen Dir einen Kuß von mir bringen. Immer ist bei Dir Dein Muttli." —

Über Peudehof schreiten die Stunden der Nacht. Am Lager eines todwunden deutschen Leutnants wacht eine russische Krankenschwester.

Der Morgen des 16. Oktober dämmert herauf. Die Herzschwäche hat weiter zugenommen. Walter ist sehr matt und schlägt kaum mehr die Augen auf. Gegen acht Uhr beauftragt er seinen Burschen, seine Sachen einstweilen aufzubewahren. „Dann gab er mir die Hand und sagte: ‚Gehen Sie nun zur

Kompanie zurück, und alles Gute, Zimmer! Ich werde bald meine Adreſſe angeben'."

Zwei Stunden ſpäter kommt der Diviſionspfarrer v. Lutzki zu kurzem Beſuch. Peter Zimmer weiſt ihm den Weg und geht mit ihm.

„Dort das winzige Haus, in das man den Verwundeten zunächſt trug! Dann eine längere Anfahrt zum Lazarettgebäude, ganz bedeckt mit Trümmern der ruſſiſchen Bagagen, aus deren Mitte der verhängnisvolle Schuß gefallen war, endlich das große Gebäude ſelbſt, überfüllt mit ruſſiſchen Kranken, dazu ein Heer von Ärzten, Pflegern, Schweſtern; in der Nähe Dr. Sturhahn, der mir die erſte ärztliche Auskunft gab. Walter Flex lag im oberen Stockwerk, in einem ſauberen Bett rechts an der Wand eines Zimmers, das er mit mehreren Ruſſen teilte. Es war etwa 10 Uhr vormittags. Er ſchlief eben ſanft. Sein Ausſehen nicht eben entmutigend, die Farbe ziemlich bleich. Ich entfernte mich wieder leiſe und beſuchte einen 138er in einem anderen Zimmer. Eine Viertelſtunde ſpäter ging ich wieder hin. Eine ruſſiſche Schweſter trat leiſe an ſein Bett und nickte mir zu: der Verwundete war eben erwacht. Ich trat zu ihm heran, und er ſtreckte mir mit ſichtbarer Freude die Hand entgegen. Schmerzen hatte er nicht. Ich hatte nur eine kurze Unterredung mit ihm. ‚Es iſt wohl nicht ſo ſchlimm', ſagte er mit einer gewiſſen Zuverſicht. — ‚Meinen Sie, daß man mich hier laſſen oder abtransportieren wird?' — ‚Ich glaube', ſagte ich, ‚Sie bleiben hier.' — ‚Nun, Gott ſei Dank!' — Ich verſicherte ihm, daß wir alle großen Anteil an ihm nähmen, und überbrachte ihm die Grüße des Regimentskommandeurs und des Stabes, was ihm ſichtlich wohl tat. Dann ermutigte ich ihn zum Vertrauen: ‚Wie gut, daß Sie hier ſo ausgezeichnet aufgehoben ſind; und Gott wird mit Ihnen ſein!' Er ſtimmte mir lebhaft zu; dann erwähnte er, er habe bereits

nach Hauſe geſchrieben, daß er an der Hand verwundet ſei. Ich erbot mich, jede erwünſchte Nachricht weiterzugeben. Ich wollte das Geſpräch nicht unnötig in die Länge ziehen. ‚Darf ich auch Ihre Grüße dem Regimentsſtab überbringen?‘ — ‚Aber natürlich, entſchuldigen Sie, daß ich es nicht bereits ſagte, aber — wiſſen Sie — man iſt eben ein bißchen durcheinander.‘ — ‚Iſt es Ihnen lieb, wenn ich heute nachmittag nochmals vorſpreche?‘ — ‚Aber natürlich, ſehr lieb ſogar!‘ Und vielleicht merkte er mir eine Sorge an und ſuchte mich zu ermuntern: ‚Na, es iſt wohl nicht ſo ſchlimm, wir werden uns ja wiederſehen.‘ — Ein Händedruck, dann ging ich ſchnell, denn ich war ſehr erſchüttert.“

Nachdem ſich der Geiſtliche entfernt hat, bleibt Peter Zimmer noch eine Weile und geht dann auch wieder. Dr. Sturhahn iſt im Laufe des Vormittags mehrere Male bei dem Verwundeten. Die Schwäche nimmt dauernd zu. Der Schatten des Todes fällt über den Raum. Der Sterbende liegt im Halbſchlaf und entſchlummert ohne jeden Kampf ſanft zwiſchen 2 und 3 Uhr.

Draußen ſtrahlt nach grauen Regentagen die Oktoberſonne vom blauen Himmel. Ein Ruhetag nach einem großen Erfolg. „Aber kein Jubel will aufkommen. Still und in ſich verſunken gehen unſere Feldgrauen umher. Mancher, mancher Blick wendet ſich weſtwärts nach dem altehrwürdigen Kirchturm von Peude und ſucht von da das naheliegende Birkenwäldchen. Dort im Lazarett liegt unſer Beſter, der alle kannte und den ſie alle kannten, unſer lieber Walter Flex. Schwerer Bauchſchuß — ſo geht's von Mund zu Mund. Noch klammern ſich alle an die Hoffnung, daß er uns erhalten bleibt, denn niemand mag das Schlimmſte ausdenken. Der Arzt hat den Beſuch verboten. Wir deuten's als ein gutes Zeichen und unterdrücken gerne den heißen Wunſch, zu unſerm Freunde zu eilen. Nur der Pfarrer wird

auf kurze Zeit zu ihm gelaſſen und bringt uns ſeine Grüße. Langſam verrinnen die Stunden. Am frühen Nachmittag, noch ehe die Sonne die Wälder in letzter Glut aufflammen läßt, kommt die gefürchtete Kunde: Er iſt tot. Für immer geſchloſſen ſind die guten Augen des liebſten, treueſten Kameraden, ſtill ſteht das Herz des tapferſten deutſchen Mannes, ſtumm iſt der Mund des kampfesfrohen, gottbegnadeten Dichters. ‚Ich hatt' einen Kameraden, einen beſſern findſt du nit' — die alte Weiſe klingt allen tief in der Bruſt. Um edelſtes deutſches Blut trauern wir — wird ganz Deutſchland trauern, wenn es hört, daß einer ſeiner beſten Söhne den Soldatentod ſtarb."

Die Leiche wird in ein kleines Gartenhäuschen im Park gebracht. „Ganz in Leinewand gehüllt lag Herr Leutnant hier auf der Bahre bis zum anderen Tag." In der Nacht erhält das Regiment den Befehl, nach Norden abzumarſchieren. Die auf den nächſten Morgen feſtgeſetzte Beerdigung unter möglichſt großer Beteiligung des Regiments kann deshalb nicht ſtattfinden. Der Bataillonsführer Hauptmann vom Hofe läßt einen Offizier und eine Abordnung Soldaten, darunter Peter Zimmer, zurück. An den Vorbereitungen der Beiſetzung und an dieſer ſelbſt nehmen auch Mannſchaften einer Sanitätskompanie teil, die in derſelben Nacht unter Führung des Walter befreundeten Oberarztes Dr. Brauß von Arensburg aus angelangt iſt.

Am 17. Oktober vormittags reiten einige Offiziere des Regimentsſtabes in Begleitung des Diviſionspfarrers nach Peudehof zurück, um von dem gefallenen Kameraden Abſchied zu nehmen. „Wir betrachteten einen Augenblick dieſe ſcharf geſchnittenen, uns ſo lieben und vertrauten Linien ſeines Antlitzes, das in keiner Weiſe verzerrt war, über das vielmehr die Ruhe eines Schlafes ausgegoſſen ſchien. Wir entblößten unſer Haupt, und ich ſprach ein

Vaterunſer und ein kurzes Dankgebet für die Fülle von Segen, die Gott dem teuren Toten in ſeinem kurzen, aber ſo reichen Leben geſchenkt hat, und wir gedachten der Hinterbliebenen und riefen Gott um Troſt für ſie an."

In der Mittagsſtunde fand die Beerdigung ſtatt, ſo ſchön und feierlich es die Umſtände zuließen. „Vor einer kleinen Schar ruft der evangeliſche Diviſionspfarrer der Seele des geſchiedenen Freundes den letzten Gruß und Dank nach für alles, was er uns und unſerm Volke im Leben geweſen iſt. Viele ſchlichte Kränze, aus Tannenreiſig und Birkenlaub von ungeübter Soldatenhand, aber mit heißer Liebe noch in der Nacht geflochten, ſind der ſichtbare Ausdruck unſerer Gefühle. — Dann geht's gegen Moon."

Das graue Heer, das dem Soldaten und Dichter ſo lange Heimat geweſen war, zog ohne ihn weiter. Hinter ſich auf dem Friedhof von Peude ließ es ein Kreuz, den Markſtein eines vollendeten Lebens. Vom Sieg der ſich opfernden Liebe ſpricht dieſes höchſte Sinnbild. Als Wanderer zwiſchen beiden Welten hat Walter Flex den Dienſt am Vaterland, am großen Du des Volkes im Schein der Ewigkeit getan. Ihm ward das Wort gegeben, den Schatz ans Licht zu heben, der lauter ſtrahlt ob allem Tand. Aber nicht Gaben des Geiſtes, nicht Erfolg noch Meinung der Menſchen zählen vor Gott und laſſen die Rubinen in der Krone des heimlichen Königs höher aufglühen, ſondern ſittliche Kräfte:

Wer die Kraft fand, allem zu entſagen,
ward erſt kräftig, alles zu erjagen.

Dieſer tiefſte Glanz, der von dem Kreuz auf Ösel ſtrahlt, webt mit der gleichen Leuchtkraft um viele vergeſſene Gräber.

Aufnahme von Hubert Koch, Etz bei Pinneberg

Das Grab in Peude

Anhang

Feldpoſt.

S. H.

Herrn Profeſſor Flex, Eiſenach.

Im Felde, 25. 10. 17.

Sehr geehrter Herr Profeſſor!

Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, ſo haben Sie ſchon vorher die traurige Kunde bekommen, daß Ihr Sohn Walter nicht mehr unter den Lebenden weilt. Er mußte, der Bravſten und Beſten Einer, vorbildlich als Offizier und Kompanieführer, in dem Gefecht bei Lewwal am 15. 10. den Heldentod für des Vaterlandes Größe erleiden.

Das Gefecht war am Nachmittage eigentlich zu Ende. Große Trupps von Ruſſen ſtanden zur Übergabe bereit. Da mußte ein Unſeliger nochmal das Gewehr aufnehmen und auf Ihren, tapfer wie immer ſeiner Kompanie voranſtürmenden Sohn Walter feuern. Er erlag ſeiner Bauchwunde am Mittag des nächſten Tages, ohne gelitten zu haben. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Reihen des ſiegreich vordringenden Regiments am 15. 10.: „Unſer Lt. Flex ſchwer verwundet", und bei Mannſchaft und Offizieren ein jäher Schmerz, als am 16. ſein Hinſcheiden bekannt wurde.

Menſchenworte können in ſolchem Falle nicht tröſten. Seien Sie, ſehr geehrter Herr Profeſſor ſowie Ihre ſehr geehrte Frau Gemahlin unſrer aller, die wir die Nummer 138 tragen, aufrichtigen Teilnahme gewiß. Mit Ihnen trauernd

Falck,
Major und Kommandeur Inf.-Regts. 138.

30. 10. 17.

Sehr verehrter Herr Professor!

Vor einigen Tagen wurde mir auf Ösel, wo ich über ein Bataillon des Regiments 138 die Parade abnahm, die Mitteilung von dem Heldentode Ihres Herrn Sohnes Walter. Ich kannte ihn vom XXI. Armeekorps her als einen vortrefflichen, von seinen Vorgesetzten außerordentlich geschätzten Offizier, ich kannte ihn auch in seiner Eigenschaft als glühenden Patriot und als gottbegnadeten Dichter. Nun hat auch ihn die feindliche Kugel getroffen! Seien Sie versichert, verehrter Herr Professor, daß wir Vorgesetzten alle Ihrem vortrefflichen Sohne auf das innigste nachtrauern und uns mit Ihnen im Schmerz um ihn vereinen.

Mit dem Ausdruck besonderer Hochachtung bin ich

Ihr sehr ergebener

von Hutier,
General der Infanterie,
Oberbefehlshaber der 8. Armee.

Im Felde, 12. Nov. 1917. Regimentsstabsquartier.

Hochverehrter Herr Professor!

Der Herr Regimentskommandeur, in dessen Namen ich auf Insel Moon den Nachruf für Ihren Sohn Walter verfaßt habe, hat mich beauftragt, Ihre beiden Briefe an ihn zu beantworten.

Zunächst wollen Sie bitte den Bericht in Maschinenschrift lesen, welcher Ihnen zeigt, ein wie großes Interesse unsere hohen Führer an dem Tode Ihres Sohnes nehmen.

Dann bitte ich Sie, die Zeilen zu lesen, die ich auf Befehl des Regiments schrieb und Ihnen aus dem Gedächtnis nochmals aufschrieb, da ich in der Eile keine Abschrift des Originals machen konnte. Es soll Ihnen zeigen, wie das Regiment über Ihren Sohn dachte. Ich wollte mit schwachen Kräften dem in der

Öffentlichkeit Ausdruck geben, was in uns allen lebt, die wir lange im Regiment ſind. Doch davon noch ſpäter.

Ich habe den Burſchen Ihres Sohnes gleich kommen laſſen. Er iſt ein lieber Junge und hat ganz und voll ſeine Pflicht getan. In der Hand trug er den einliegenden Brief, den er gerade geſchrieben hatte, da er in Reſerve liegt. Ich kenne den Inhalt nicht, fragte ihn aber, damit ich alle Ihre Fragen beantworten kann. Die fragliche Karte liegt bei, wie er ſagt. Alle Sachen Ihres Sohnes, bis auf eine Piſtole, ſind abgeſchickt. Ich möchte Sie bitten, mir den Empfang mitzuteilen, damit im anderen Falle ich vom Regiment aus ſofort Nachforſchungen anſtellen kann. Eben iſt die Poſtſperre aufgehoben; da wir aber wieder in neuer Gegend — öſtlich Kowel — liegen, dauert die Beförderung nach der Heimat erfahrungsgemäß länger. Ich benutze die Gelegenheit, dieſen Brief durch einen Urlauber mitnehmen und in der Heimat als Einſchreibebrief befördern zu laſſen, damit er ganz ſicher geht. Aus gleichem Grunde ſetze ich meine Privatadreſſe als Abſender drauf. Hoffentlich erreicht er Sie bald.

Die Nachrichten über Art der Verwundung und weiteren Krankheitsverlauf gab mir Dr. Sturhahn, Aſſ.-Arzt II. Batl. J.R. 138. Er wird Ihnen gern weitere Fragen beantworten. Schon ½ Stunde nach der Verwundung war er dort. Er ſagte mir, daß der ungeheure Blutverluſt durch die Zerreißung der inneren Organe, wohl auch der Bauchſchlagadern, jede Hoffnung ausgeſchloſſen, er Ihren Sohn kaum noch erkannt habe und daß dieſer faſt dauernd ohne Bewußtſein geweſen ſei. Er habe es deshalb als Arzt für ſeine Pflicht gehalten, Beſucher möglichſt fernzuhalten, um den Patienten nicht unnötig zu quälen. Dr. Sturhahn iſt einer unſerer geſchätzteſten Ärzte, der große Erfahrung hat und von unermüdlicher Sorge um ſeine Patienten iſt. Uns hat alle ſo ſehr beruhigt, daß wir ihn dauernd um Ihren Sohn wußten und ſo ſicher waren, daß keine ärztliche Maßnahme, die Hilfe verſprechen könnte, unterblieben iſt.

Die einliegenden Bildchen ſind wohl die letzten Aufnahmen des Entſchlafenen. Sie wurden von Lt. d. R. Leidner, III/138, gemacht, kurz bevor wir aus der Stellung nordöſtlich Riga fort-

kamen. Lt. Leidner läßt Ihnen ſagen, daß er bereits Vergrößerungen der Bilder beſtellt hat und Ihnen jede gewünſchte Zahl gern zur Verfügung ſtellt. Wollen Sie ihm bitte deshalb ſchreiben.

Damit hoffe ich, alle Wünſche und Gedanken Ihrer Briefe an den Kommandeur beantwortet zu haben, und darf, nach Erfüllung meines Auftrages, meine perſönlichen Gefühle zum Ausdruck bringen.

Da möchte ich Sie bitten, auch von mir den Ausdruck meiner innigſten, tiefſten Anteilnahme entgegennehmen zu wollen. Gerade bei Ihrem Sohn Walter fühle ich ſo ganz beſonders, daß Worte nichts vermögen. Denn kein Wort kann als Troſt Ihnen auch nur etwas wiedergeben von dem, was Sie verloren haben. Unendlich ſchwer müſſen Sie tragen. Ein Gedanke kann nur und wird Sie emporheben aus der Tiefe des Schmerzes, der uns hier draußen täglich und ſtündlich gegenwärtig iſt. Für Deutſchland iſt er gefallen. Das heilige Vaterland, das er mit ganzer Seele liebte, hat ihn als Opfer gefordert. Sein Heldentod iſt die Erfüllung ſeines Lebens. Seine Werke leben weiter, ſind ewig. Er aber hat mit ſeinem Opfertode das Siegel geſetzt unter alle ſeine Worte. Und wenn ſein Mund noch ſprechen könnte, er würde ſagen: Trauert nicht um mich, mir iſt das Schönſte geworden, ich durfte meine Liebe zu den deutſchen Brüdern, zum deutſchen Vaterlande mit dem größten Opfer, meinem Leben, bekräftigen. — Wenn ich ſo ſpreche, ſo tue ich es als einer ſeiner Kameraden, die ſeit dem Frühjahr 1915 mit ihm zuſammen waren. Uns war Ihr Sohn der Liebſte. Gerade bei ſeinem Tode iſt uns allen die Frage über die Lippen gekommen: Warum immer die Beſten, warum gerade er und nicht ich? Wir leben weiter, Menſchen von der Dutzendware. Und er, der Dichterheld des Krieges, iſt nicht mehr. Hart ſind wir im Laufe der Kriegsjahre geworden. Aber nie ging ein Schmerz ſo tief, war die Trauer verzweifelter als um ihn. Aber auch uns ruft ſein Geiſt, der unter uns lebt, zu: Nicht doch, ihr Freunde. Und wir verſtehen ihn. — Lebendig ziehen die vielen Stunden der Erinnerung am Geiſte vorüber, von den faſt legendenhaften Bildern aus dem Bewegungskriege 15, den lan-

gen Winternächten im Unterſtand — und wieder die letzte Zeit, als er nach Riga wiederkam und wir uns alle freuten, bis nach Öſel, wo er, der immer Frohgemute, den nie ſein ſeeliſches Gleichgewicht verließ, mir noch am 14. lachend eine Zigarre mitgab, als ich gar zu verdrießlich über Regen und Schmutz war. Und dann der verhängnisvolle 15. Für das Regiment an Erfolg der größte Tag, machten wir doch allein 8000 Gefangene. Und das iſt, was uns allen ſo furchtbar leid tut: Nicht in einem ſchweren Gefecht, wo Hunderte fallen, war er einer der vielen. Die Ruſſen, durch unſere wahnſinnigen Märſche eingekeſſelt, konnten nicht anders, als ſich ergeben. In Scharen ſtreckten ſie gleich zu Anfang die Waffen. Durch den Erfolg kühn gemacht, drangen unſere Leute im Sturm vor. Das Zögern der einen Schar wollte gewiß ihr Sohn durch ſein Erſcheinen als deutſcher Offizier beenden — und da gerade fallen ein paar Schüſſe, und unter ihnen der verhängnisvolle. — Nun liegt für uns alle ein Schatten auf dem Öſelerlebnis. Und oft, oft werden wir alle des ſtillen Schläfers gedenken. Wir ſind ja hier draußen eine große Brüderſchaft geworden, wir Offiziere desſelben Regiments. Und beſonders bei uns war ein ſchöner, herzlicher, ritterlicher, vornehmer Ton. Dazu ganz hervorragend beigetragen hat ihr Sohn. An ihn wagte ſich nichts Gemeines. Die einen nahm der Tod hinweg, die andern wurden verſetzt. Und ſo ſchloſſen wir Alten uns eng zuſammen. Da war es denn immer eine ſchöne Stunde, mit dem lieben Kameraden Walter Flex zuſammen zu ſein. Im langen Stellungskriege erlebt man ja nicht viel. Aber um ihn war immer ein beſonderer Geiſt, und der ſteckte die andern an. — Und ſein Leben und Wirken als Vorgeſetzter! Es iſt nicht zu viel geſagt, er war der vorbildliche Kompanieführer, ſtreng und gerecht im Dienſt, ſonſt ein Vater ſeiner Soldaten, und von ihnen geliebt und verehrt, weil er ihr Menſchentum verſtand und ehrte. Alles, alles zuſammengenommen: Auch uns hat ein unerſetzlicher Verluſt getroffen, hat der Tod eine Lücke geriſſen, die kein anderer ſchließen kann. Und wenn ich ſage, ſeine Seele lebt in uns allen, ſein Geiſt wirkt weiter, ſo iſt es Wahrheit im tiefſten Sinne. Darum ſteht neben Ihnen eine große, große Schar Feldgrauer, die ſturmge-

härteten Herzen durchwühlt vom gleichen Weh, aber mit Ihnen ſtolz: Er war unſer. —

Nicht wahr, Sie nehmen's uns nicht krumm, wenn wir etwas Egoiſten ſind und auch ein Stück vom Weſen und Geiſt Ihres Sohnes für uns beanſpruchen. Ich habe mit meinen Zeilen dem Ausdruck geben wollen, was in uns allen lebt. Den ganzen Tag ſchreibe ich ſchon, immer unterbrochen durch Fernſprüche, Melder, Unterſchriften uſw. Ich hoffe aber, es iſt mir gelungen, Ihnen zu zeigen, was das Regiment verloren hat. Und da komme ich zum Schluß mit einer Bitte. Könnten Sie nicht die Gedichte und kurzen Dichtungen, die noch nicht geſammelt erſchienen ſind und deren Inhalt oft aus ſeinem Erleben im Regiment entnommen iſt, unſerm Regiment zu Weihnachten in einer Volksausgabe zugänglich machen? Seine Bücher haben wir Offiziere alle und viele der Leute. Nun möchte ich ſo gerne, daß allen Leuten ins weitere Leben ſolch ein Buch mitgeht. Es wäre unſere größte Weihnachtsfreude.

Damit muß ich für heute ſchließen. Sollte ich Ihnen irgendeinen Wunſch bezüglich Ihres Sohnes erfüllen können, von Herzen gern. Darf ich Sie bitten, die beiliegenden Zeilen Ihrer Frau Gemahlin zu geben. In tiefer und doch ſtolzer Mittrauer

Ihr ergebenſter Kraus,
Lt. d. R., J.R. 138, Regts.-Stab.

Auszug aus dem Briefe von Dr. Brauß.

Bei Kowel (Wolhynien), den 17. 11. 17.

Sehr geehrter Herr Flex!

Am 16. 10., vormittags 10 Uhr, erhielt ich in Arensburg auf Öſel den Befehl „... Erreicht heute noch Peude!" Karte heraus! Donnerwetter, Peude? Das ſind ja über 50 Kilometer! Die Krankenträger ſtöhnten: „O jeh! Herr Oberarzt, das packen mer nit! Geſtern 46 Kilometer und heute über 50!" „Ja, Kerls, das hilft nun nichts, die Diviſion würde uns doch dieſe Marſchleiſtun-

gen nicht zumuten, wenn wir nicht dort notwendig gebraucht würden." Und das Pflichtbewußtsein trieb sie vorwärts auf schlammiger Straße. Endlich nachts 2 Uhr ein „Halt! wer da?" „Hier S.K. 263, wer dort?" „Hier II/138!" „Ist das Peude?" „Ja!" „Wo liegt das Bataillon?" „Drei Kompanien in der Kirche, eine Kompanie in den Häusern verstreut, der Stab im Pfarrhaus!" „Na gut, Sergeant Schäfer, hier rechts etwa 1 Kilometer weit muß ein Gut Peudehof liegen. Sehen Sie zu, ob dort Platz ist für Verbandplatz und Unterkunft. Ich suche mal das Pfarrhaus, alles bleibt hier halten, bis ich zurückkomme!" Es ist stockfinster, ein feiner Regen rieselt nieder, und ich stapfe durch den Schlamm eine Mauer entlang; links soll der Pfarrgarten sein, sagte der Posten. Aha, hier ist ein Tor, und schon renne ich gegen ein Pferd an; was macht denn der Bock hier? Ich lausche, und aus der Dunkelheit höre ich das Schnauben fressender Pferde, auch der Geruch sagt mir, hier muß alles voll Pferde stehen. Ich klettere über eine Deichsel und stolpere über eine Treppe, nun bin ich im Pfarrhaus. Alles stockfinster, ich finde nicht weiter. Also wieder raus und den Laden von außen besehen, irgendwo muß doch ein Lichtschimmer sein, denn der Telephonist muß doch wach sein. Richtig! Hinter einem Fenster bewegt sich ein dürftiges Flämmchen. Wieder hinein und: „N'abend Kamerad, liegt hier Stab II/138? Schläft Herr Hauptmann?" „Ja, ich muß ihn aber jetzt wecken, gerade ist Befehl gekommen, Bataillon marschiert beim Morgengrauen zum Moonsund!" Hauptmann vom Hofe rieb sich die Augen, nein, viele Verluste hatten sie nicht, nur den schwersten Verlust, der das Regiment treffen konnte — Flex ist gefallen! Erschreckt starre ich ihn an. Während er sich ankleidet, erzählt er mir, daß Leutnant Flex heute zum III. Bataillon abkommandiert war. „Alles ist glänzend gegangen, das Regiment hat 8000 Gefangene gemacht, unzählige Pferde erbeutet, im Garten steht ja alles voll! — und da ist Flex von hier gegen Peudehof vorgegangen. Da stand alles gerammelt voll russischer Bagagen — in Peudehof selbst liegt ein russisches Feldlazarett — und dorthin hatte sich auf der Flucht alles hingezogen. Da kam von vorn die Nachricht: Flex ist ver-

wundet. Unſer Bataillonsarzt ging ſofort hin. Sie hatten ihn in ein kleines Gärtnerhaus am Parkweg gebracht, und dann, als der Tumult vorbei und der Ruſſe entwaffnet war, trugen ſie ihn ins ruſſiſche Feldlazarett. Dort hat ihn dann Dr. Sturhahn, der Bataillonsarzt, verbunden, und nachmittags um 3 Uhr iſt er geſtorben. Morgen früh um 10 Uhr wollten wir ihn beerdigen, das ganze Bataillon wollte teilnehmen, aber wir müſſen jetzt weiter. Ich laſſe einen Offizier und eine Gruppe zur Beerdigung zurück. Für Sie habe ich den Diviſionsbefehl, Sie ſollen Peudehof übernehmen und dort in dem Ruſſenlazarett Ordnung ſchaffen!" Inzwiſchen kommt auch mein Reiter von Peudehof zurück und meldet: dort liegen die verwundeten Ruſſen bis vor der Haustür, in der Nacht iſt da nicht durchzukommen. Das Bataillon rückt ab, und wir ſitzen in den eben leer gewordenen Quartieren an den Ofen, trocknen uns die Kleider und warten auf den grauenden Tag. Meine Kerls nicken ein, ich ſtarre ins Dunkle und höre immer den einen Takt: Flex iſt tot! Man iſt ſo ſtumpf von den Anſtrengungen der letzten Tage, daß erſt langſam das Bewußtſein kommt, was bedeutet dieſer Rhythmus, dieſer Takt der Pulſe, der immer wieder ins Gehirn hämmert: Flex iſt tot! Daß ich mal wieder einen Freund verloren habe, dem ich manche köſtliche und anregende Stunde verdanke — und dann fällt mir ein, daß die Burſchenſchaft einen Verluſt zu beklagen hat, daß Walter einer der würdigſten und begeiſtertſten Jünglinge war, die je das Band getragen haben. Und dann dachte ich an das Vaterland und an das deutſche Volk, dem durch dieſe tückiſche Kugel ſo viele Lieder, die des Sängers Mund noch nicht geſungen, verloren ſind. Auch Hermann Löns fiel durch Feindeskugel, und Walter ſetzte ihm einen Strauß Heidekraut aufs Grab, und doch war der Verluſt nicht ſo ſchwer wie dieſer, denn Löns ſtand im Herbſt ſeines Schaffens, während hier noch der Frühling des Lebens ſeine Blüten trieb. Und dann dachte ich an ſeine Lieben daheim, an ſeine arme Mutter. Wie wird ſie es tragen können? Aber das ſoll ihr Troſt ſein, daß ſie unter Tauſenden deutſcher Frauen auserwählt war, dieſen Sohn zu gebären, der ſeinem Volke unſterbliche Lieder, ſeinen Kameraden in Wort und Tat ein begei-

sterndes Vorbild gab und sein Werk mit seinem Heldentode krönte.

Eben merke ich, daß ich bis jetzt immer nur von mir gesprochen habe. Verzeihen Sie, aber die Erinnerung geht mit mir durch. Ich will nun wieder weiter berichten, soweit ich persönlich dabei war. Am 17. 10. morgens haben seine Leute ihm einen festen, dauerhaften Sarg gezimmert — ich erwähne dies wegen einer etwaigen späteren Überführung —, und wir haben Walter auf dem Friedhof der evangelischen Kirchengemeinde Peude gegen 11 Uhr vormittags bestattet. Die 138er und die Sanitätskompanie hatten Kränze geflochten und ihm das Grab geschaufelt gegenüber der Erbgruft der alten deutschen Adelsfamilie v. Aderkas, der Besitzerin von Peudehof. Am Begräbnis nahmen teil: 2 Offiziere und etwa 15 Mann vom J.R. 138, mein Kollege Brill, Assistenzarzt bei S.K. 263, etwa 20 Mann der Sanitätskompanie und ich. Freund Lutzki hielt eine ergreifende Grabrede . . . Über die letzten Tage Walters wird Ihnen vielleicht Herr Hauptmann vom Hofe, Bataillonsführer II/138, einiges erzählen können. Er war Schiffsältester auf der „Korsika", die u. a. mit Walter an Bord in der Tagga-Bucht auf Minen lief. Er wurde mit Walter auf Torpedoboote übernommen und an Land gesetzt . . . Ich möchte noch wegen etwaiger späterer Nachfragen an Ort und Stelle hinzufügen, daß der Pfarrer in Peude ein junger evangelischer Deutscher namens Lieberg ist, seine junge Frau ist Reichsdeutsche mit Verwandten in Stettin und München. Beide nahmen trotz ihrer wenig beneidenswerten Lage — der Krieg mit seinen Greueln ging über den Pfarrhof, die Kirche wurde von Granaten getroffen — innigen Anteil an Walters Tode und haben mir versprochen, auf Walters Grab zu achten, da sie sich wohl bewußt sind, welch außergewöhnlicher Mensch dort bestattet ist.

Ich schreibe alle diese Einzelheiten, da ich die Erfahrung gemacht habe, daß manchen Angehörigen auch die geringsten Nebenumstände, die mit dem Tode des Gefallenen zusammenhängen, lieb und wertvoll sind.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn diese Zeilen Ihnen

einen kleinen Trost bei dem herben Verluste gewährten. Seien Sie versichert, daß mit Ihnen viele trauern um den seltenen Mann, und auch bei mir und meiner Familie wird Walter Flex im Gedächtnis und in seinen Werken fortleben.

Zu weiteren Diensten gern bereit bin ich mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Dr. Brauß,
zur Zeit Oberarzt d. R. S.-K. 263. D.F.P. 768.

19. 11. 17.

Sehr verehrter Herr Professor!

Den anliegenden Bericht ließ ich mir zu meiner Orientierung einreichen. Er zeigt, wie Ihr Herr Sohn bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes im vollen Bewußtsein des Sieges den Heldentod erlitten hat. Ich denke mir, daß der Besitz dieses Berichtes für Sie und die Ihren wertvoll sein wird, bitte ihn daher nebst Karte zu behalten. Mit nochmaligem Ausdruck vollsten Mitgefühls bin ich

Ihr sehr ergebener

von Hutier,
General der Infanterie,
Oberbefehlshaber der 8. Armee.

Bei Abfassung des Lebensbildes wurden außer den Werken von Walter Flex unter anderem herangezogen:

Die „Briefe von Walter Flex". In Verbindung mit Konrad Flex herausgegeben von Walther Eggert Windegg. Verlag C. H. Beck, München.

Je ein Aufsatz von K. Büttner und Dr. A. Bickenbach in „Erlanger Heimatblätter", 19. Nov. 1927. Letzterer auch abgedruckt in W. Thamhayn „Walter Flex. Eine Einführung in Leben, Werk und Wesen des Dichters." Schwertverlag, Solingen.

Ein Nachruf von Dr. Robert Falckenberg in „Burschenschaftliche Blätter", 32. Jahrgang, I., Nr. 6. W.-H.

„Wie ich Walter Flex kennenlernte", in der Monatsschrift „Wandervogel", 13. Jahrgang, 1918. (Betrifft das Auflaufen der „Korsika" auf Minen.)

„Das Weltbild in Walter Flex' Drama Lothar" von Walter Stang. Inaugural-Dissertation 1926.

Der Aufsatz „Vier Wochen Kriegsfreiwillig" ist zuerst 1914, wohl in der „Täglichen Rundschau", erschienen und dann in Kaulitz-Niedeck, „Das Dichtergrab auf Ösel", 1926, Eugen Salzer, Heilbronn, abgedruckt worden.

„Bericht des Inf.-Regts. 138 über die Vorgänge beim Tode des Lt. d. Ref. Walter Flex", unterzeichnet von dem Regimentskommandeur Major Falck. Der Bericht wurde von dem Oberbefehlshaber der 8. Armee, General der Infanterie v. Hutier, persönlich eingefordert und uns von diesem in einem Schreiben vom 19. 11. 1917 übersandt.

Ein Brief des Gefreiten Peter Zimmer vom 10. 11. 1917.

Ein Brief des Pfarrers der 42. Inf.-Div. v. Lutzki vom 18. 11. 1917.

Ein Brief des Oberarztes d. R. Dr. Brauß vom 17. 11. 1917.

Ein Brief des Gefreiten im 138. Inf.-Regt., III. Bataillon, 9. Komp., Hermann Oecking. Abgedruckt bei W. Thamhayn a. a. O.

Ein Auszug aus einem von dem Leutnant d. R. Kraus auf Divisionsbefehl verfaßten, zur Veröffentlichung bestimmten Bericht über die Erlebnisse des Inf.-Reg. 138 auf Ösel und Moon. Der 1931 als Studien-

direktor vor der Zeit an schweren Kriegsleiden verstorbene Verfasser hatte diesen Auszug aus dem Gedächtnis für uns aufgeschrieben und ihn uns mit dem schönen, im Anhang abgedruckten Brief vom 12. 11. 1917 gesandt. Die Veröffentlichung scheint infolge der immer ernster werdenden, alle Kräfte beanspruchenden Kriegslage unterblieben zu sein.

Das Bild des Grabes und das des Gartenhäuschens im Park von Peudehof wurde gütigst von Herrn Hubert Koch, Etz bei Pinneberg, zur Verfügung gestellt. Weitere Bilder finden sich in der von Herrn Hubert Koch herausgegebenen feinen Bilderserie „Oesel und seine Flexstätten". Aufnahme und Verlag von Hubert Koch in Etz bei Pinneberg.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München:

Walter Flex

Der Wanderer zwischen beiden Welten

Ein Kriegserlebnis
460.—480. Tausend. Gebunden RM 1.80

Im Felde zwischen Nacht und Tag

Gedichte. 69.—73. Tausend. Gebunden RM 2.—

Vom großen Abendmahl

Verse und Gedanken aus dem Felde
121.—125. Tausend. Gebunden RM 1.35

Das Weihnachtsmärchen des 5o. Regiments

Illustrierte Gedächtnisausgabe
16. und 17. Tausend. Gebunden RM 2.50

Wolf Eschenlohr

Fragment. 57.—61. Tausend. Gebunden RM 2.25

Wallensteins Antlitz

Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg
68.—72. Tausend. Gebunden RM 2.20

Novellen und Skizzen

21.—24. Tausend. Gebunden RM 2.25

Lothar

Ein deutsches Königsdrama
11.—13. Tausend. Gebunden RM 2.20

Klaus von Bismarck

Eine Kanzlertragödie
40.—44. Tausend. Gebunden RM 2.50

Die schwimmende Insel

Ein Kriegsmärchenspiel
5. Tausend. Gebunden RM 2.25

Walter Flex

Gesammelte Werke

Vierte, erweiterte Auflage

16.—20. Tausend. 2 Bände mit 1500 Seiten 8°.

Geh. RM 12.—, in Leinen RM 15.—, in Halbleder handgeb. RM 28.—

Die Gesammelten Werke von Walter Flex erscheinen jetzt in wesentlich erweiterter Form. Die neue Auflage enthält außer den bisher aufgenommenen Schriften die Gedichtsammlungen „Im Wechsel" und „Sonne und Schild", die Erzählung „Der Schwarmgeist", die Novellensammlung „Zwölf Bismarcks" sowie das Lustspiel „Die evangelische Frauenrevolte in Löwenberg".

Briefe

In biographischer Auswahl und Gestaltung gemeinsam mit Konrad Flex herausgegeben von Walther Eggert-Windegg.

14.—16. Tausend. VII, 333 Seiten 8°. Mit 8 Bildern

Geheftet RM 4.—, in Leinen RM 5.—

„Für Walter Flex bedeutete die Vaterlandsliebe ein sittliches Gebot und den Gipfel der Menschlichkeit. Den Menschen Walter Flex aber lernen wir erst dann ganz erkennen, wenn wir zu seinen Werken auch seine Briefe zur Hand nehmen."

Völkischer Beobachter

In Einzelausgaben erschienen von Walter Flex außerdem: Der Schwarmgeist. Erzählung. Otto Janke, Berlin — Zwölf Bismarcks. Novellen. Otto Janke, Berlin — Sonne und Schild. Georg Westermann, Braunschweig — Klaus von Bismarck. Erzählung. 176 S. Lwd. RM 3.—. Quell-Verlag, Stuttgart — Die Bauernführer. Dramatische Skizze. E. Bloch, Berlin — Die evangelische Frauenrevolte in Löwenberg. Ein lustiges Spiel. Burckhardthaus-Verlag, Berlin-Dahlem.

„Aus klaren Quellen"
Bücher des Lebens und der Freude

Walter Flex:

Der Kanzler Klaus von Bismarck

Erzählung. 53.—57. Tausend. 176 Seiten. Ganzleinen mit farbigem Umschlag RM 3.—

Walter Flex griff aus der Ahnenreihe des Eisernen Kanzlers jene Gestalt des Klaus Bismarck heraus, in der wohl am deutlichsten das zum Ausdruck kommt, was wir unter Bismarckschem Geist verstehen: eine eiserne Entschlossenheit und unbändige Willenskraft. Klaus Bismarck, der Held der schlichten Erzählung, steht an jener Wende, da aus dem Bürger- und Kaufherrengeschlecht Bismarck ein Rittergeschlecht wurde. Er selbst, noch ganz in städtischer Umwelt (in Stendal) aufgewachsen, selbst noch Aldermann der Kaufherrengilde, wächst durch die Not der Mark und durch die Freundschaft mit dem Markgrafen Ludwig von Wittelsbach zum Ritter, zum markgräflichen Rat, zum Kanzler heran. Und er würde die Aufgabe, die er sich gestellt, die Mark aus ihrer Not emporzuführen, sicher gelöst haben, wenn nicht die Zerrissenheit des Deutschen Reiches ihm das Schwert aus der Hand gewunden hätte. Flex hat den Stoff mit dichterischer Kraft zu einer mitreißenden Tragödie gestaltet. (Hamburger Fremdenblatt)

Wahrlich, ein Buch seltener und besonders ergreifender Art. Packend, geradezu dramatisch wird alles geschildert. Sicherlich eine der besten Erzählungen von Flex. Ein wertvolles Geschenkbuch. (Die Ernte)

Jeder Deutsche wird an dieser wuchtigen Erzählung seine Freude haben. (Königsberger Allgemeine Zeitung)

Stephan Hirzel:

Des großen Königs Weg zu Gott

6.—8. Tausend. 232 Seiten mit 4 Bild- und 1 Zeittafel. Fein in Leinen gebunden mit Schutzumschlag RM 3.50

Wer etwas wirklich Schönes und Kluges und — Wahres über Friedrich den Großen erfahren will, der lese das Buch von Hirzel. Er braucht nur auf der ersten Seite anzufangen, dann wird er sicher nicht eher wieder aufhören wollen, als bis er am Ende ist! (Heinz zur Nieden in „Das Wort")

Ein Buch, das eine merkliche Lücke ausfüllt und packend geschrieben ist. Schon Kapitelüberschriften wie „Die Glocke von Crossen", „Das Mirakel des Hauses Brandenburg", „Das schlimme Gewerbe" usw. zeigen das. Friedrichs des Großen religiöse Erziehung, sein innerer Weg, seine Einsamkeit, sein Witz und seine Tat werden lebendig geschildert. Das Kapitel „Los von Rom" ist eine meisterhafte Darstellung der Konfessionspolitik des Königs. Ein beachtliches, gut ausgestattetes Buch, das eine ungeheure Gegenwartsbedeutung hat. (Wartburg)

Guſtav Schröer:

Der Streiter Gottes

Ein Lutherbuch. 16.—20. Tauſend. Lexikon-Oktav. 176 Seiten mit Bildtafel und vierfarbigem Umſchlag. Ganzleinen RM 3.50

Einzig ſchön geſchildert. Man iſt ſo gefeſſelt, daß man das Buch kaum aus der Hand legen kann. Dem Buch ſei weiteſte Verbreitung gewünſcht. Wer es in die Hand nimmt, wird es dankerfüllt weiterempfehlen. (Deutſches Adelsblatt)

Guſtav Adolf und ſein Getreuer

Eine geſchichtliche Erzählung. 6.—10. Tauſend. 168 Seiten. Ganzleinen mit farbigem Schutzumſchlag RM 3.50

Ein brennendes Buch! Es lobert darin von Jugendſturm und Mannesmut, von Freundes- und Heldentreue und von trutzigem Glauben. Die Meiſterhand Guſtav Schröers hat dieſes Feuer einzigartig ergreifend und ſpannend geſchildert. Ein herrliches Buch für unſere Jugend und für Alte. (Oldenburger Sonntagsblatt)

Karl Heſſelbacher:

Der Stadtſchreiber von Straßburg

und andere Geſchichten aus vergangenen Tagen. 6.—10. Tauſend. 192 Seiten. Ganzleinen mit farbigem Schutzumſchlag RM 2.50

In dieſen fünf Erzählungen zeigt ſich der badiſche Pfarrer und Dichter als hiſtoriſcher Erzähler. Prachtgeſtalten hat er hier geſchaffen. Das Buch weckt evangeliſche Glaubensart und -kraft. Es gehört in die Gemeinde- und Jugendbüchereien. (Braunſchweig. Sonntagsblatt)

Ein Goldjunge

und andere Geſchichten. 6.—8. Tauſend. 200 Seiten. Ganzleinen mit farbigem Schutzumſchlag RM 2.50

Die ſieben Geſchichten dieſes Bandes ſind, jede in ihrer Art, Kabinettſtücke, innig und ſinnig, voll frohen Humors und heiligen Ernſtes, voll Sonnenglanz und Ewigkeitsgehalt. Dank dem Dichter für dieſe köſtliche Gabe. (Die Sonne)

Bei großen Männern

Denkwürdigkeiten aus drei Jahrhunderten, zuſammengeſtellt von Dr. Th. Klaiber. Mit 6 Federzeichnungen von K. Bauer. 7.—9. Tauſend. 184 Seiten. Ganzleinen RM 2.50

Namentlich für die reifere Jugend ſehr zu empfehlen. (Der Reichsbote)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Quell-Verlag / Stuttgart-S

Walter Flex • Lebensbild von Konrad Flesse